

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Nach langer Pause ist der

deutsche Reichstag

nieder zusammengetreten; der letzte Abschnitt der Legislaturperiode muß zu Ende gebracht werden.

Die Regierung und auch das deutsche Volk darf mit der zu Ende gehenden 12. Gesetzperiode zufrieden sein. Der im Jahre 1907 gewählte Reichstag hat bisher auf allen Gebieten positive Arbeit geleistet; aber wir erwarten von ihm noch Einführung einiger ausgesetzter Gesetze.

Da ist zuerst das Arbeitsamergesetz zu nennen, das nun schon 35 Jahre in den Köpfen der Sozialpolitiker spukt. Der Gesetzentwurf ist in 2. Lesung fertiggestellt; er steht jetzt vor der Entscheidung. Der Reichstag wird die Wünsche der einflussreichen und sachverständigen Leute erfüllen und die Mitwirkung der Sekretäre der Arbeitgeber- und Arbeitnehmervereinigungen in den Arbeitsämtern gestatten.

Beharrt aber der Bundesrat auf seinem ablehnenden Standpunkt, ist das Gesetz in nebelige Fernen entrückt.

Weiter stehen zur Entscheidung das Hausarbeitsgesetz und die Novelle zur Gewerbeordnung, die eine Ausdehnung der ortskautarischen Pflichtfortbildungsschule für gewerbliche Arbeiterinnen von 14 bis 18 Jahren festlegt.

Im Mittelpunkt des Interesses steht aber die Angestellten-Versicherung. Es muß ein Schritt ins Dunkle gemacht werden. Die Meinungen über die Art der Versicherung gehen ungeheuer auseinander, da ist eine gründliche Aussprache von Nöten. Die soziale Not der in Betracht kommenden Berufsgruppen ist fast ebenso groß wie in der Arbeiterschaft. Darum muß der Reichstag seine tags bemessene Zeit diesen Fragen in erster Linie widmen.

Nach Fertigstellung aller der kriegsbedingten Gesetzesvorlagen wird es für manchen Abgeordneten heißen: „Der Moor hat seine Schuldigkeit getan, der Moor kann gehen.“ Denn daß der kommende Reichstag eine Menge neuer Gesetze sieht, ist mit Bestimmtheit anzunehmen. Insbesondere werden die Sozialdemokraten eine große Zahl von Vätern eingeräumt werden müssen. 390 Kandidaten sind von der Parteileitung schon auf den Schild erhoben. Von 364 Mandatsbewerbern ist die Berufsstellung bekannt. Man zählt 24 Schriftsteller, 14 Rechtsanwälte, einen Apotheker und je zwei städtische Beigeordnete bzw. Privatsiers. Daneben sind aufgestellt worden 44 selbständige Handwerker und kleinere Gewerbetreibende, 9 Fabrikanten, 4 Gutsherrn und Landwirte, 3 Bergleute, 7 Kaufleute und 6 Buchhändler. Als „Arbeiter“ bezeichnen sich nur fünf Kandidaten; man geht aber wohl nicht fehl, wenn man die Vertreter des Arbeiterstandes unter folgenden Positionen sucht: Parteiangestellte 53, Arbeitersekretäre 24, Gewerkschaftsbeamte 73, Geschäftsführer und Lagerhalter 19, Expedienten 9 und endlich Redakteure an Parteiblättern 60.

Die Feuerungsfrage

beschäftigte eine Konferenz der arbeitslosen Arbeiterführer. Das Resultat dieser Besprechung ergab folgende Gesichtspunkte, die für die Zeit des Vorstandes als Vorschläge zur Wahrung der Feuerungsverhältnisse in Betracht kommen können:

1. Es sind Maßnahmen zu treffen, um nach Möglichkeit die einheimische Fleischproduktion sicher zu stellen, deshalb die Zufuhr von Futtermitteln für die Landwirtschaft zu erleichtern und nach Kräften zu fördern.

2. Da aller Voraussicht nach infolge der mangelhaften Futterernte und der hohen Kartoffelpreise die Viehzucht und -mast nicht in dem bisherigen Umfang betrieben werden wird, sind geeignete Maßnahmen zu treffen, um die Zufuhr ausländischen Fleisches zu fördern, und zwar durch Verträge mit der Einführung von Gefrierfleisch, Aufhebung des Verbots der Einfuhr von Büchsenfleisch und Hartwurst und durch weitere Öffnung der Grenzen zur Erleichterung der Vieheinfuhr.

Bei diesen Maßnahmen ist Bedacht darauf zu nehmen, daß geeignete sanitäre Vorschriften zur Anwendung gelangen, um die Konsumenten vor Schädigung der Gesundheit durch krankes und schädliches Fleisch nach Möglichkeit zu schützen sowie eine Verletzung des deutschen Viehbestandes zu verhindern.

3. Als Ersatz für den Ausfall der heimischen Gemüseernte ist in Aussicht zu nehmen die Erleichterung und Verbilligung der Einfuhr von Gemüse und solchen Kolonialwarenartikeln, welche als Ersatz für Gemüse gelten können. Weiterhin ist für die Zeit der Teuerung in Erwägung zu ziehen der Weg der Rückerstattung des Zolles an diejenigen Händler und öffentlichen Institutionen, welche es sich zur Aufgabe stellen, ohne Gewinn die unteren Volksklassen mit Lebensmitteln zu versorgen. Das Gleiche soll versucht werden für die Einfuhr von Molkereiprodukten, insbesondere Butter und Käse.

4. Die Gemeindeverwaltungen sollen in Erwägung ziehen, inwiefern durch Einrichtung von Fisch- und Gemüsemärkten einerseits ein Ersatzmittel für Fleischnahrung geschaffen und andererseits Preistreibern des Handels und der Spekulation entgegengewirkt werden kann. Die zum Verkauf gelangenden Produkte sind ohne Gewinn an die Konsumenten abzugeben.

5. Reich, Staat und Gemeinde sollen in planmäßiger Weise dahin wirken, daß die Rolle, welche der Zwischenhandel bei der Lebensmittelversorgung, insbesondere der Preisbildung, spielt, durch gute Statistiken umfänglicher und klarer festgelegt wird. Außerdem erscheinen Einrichtungen geboten, welche durch fortlaufende Zählung jederzeit ein zuverlässiges Urteil über den jeweiligen Viehbestand ermöglichen.

Der Gewerbeverein drückt Bergarbeiter richtet an den deutschen Reichstagskanzler eine Eingabe wegen der Lebensmittelpreuerhöhung, in der betont wird, daß die Bergarbeiter, um die allgemeine wirtschaftliche Lage des Vaterlandes nicht noch zu verschärfen, vorläufig darauf verzichten, durch einen Lohnkampf einen Ausgleich für die herrschende Teuerung zu erreichen, weshalb der Reichstagskanzler ersucht wird, in erster Linie auf die Grunderwerbsmittel mit allen dem Staate zu Gebote stehenden Mitteln einzuwirken, daß die Grunderwerbsmittel eine fortwährende Lohnsteigerung in genügendem Umfang erzielen lassen. Außerdem werden zur Wahrung der Teuerung Maßnahmen vorgeschlagen, ferner fortlaufende Statistiken über den Zwischenhandel und die Preisbildung gefordert und schließlich die Aufmerksamkeit des Reichstagskanzlers auf das fortgesetzte Steigen der Wohnmieten gelenkt und die baldige Vorlage eines Reichswohnungsgesetzes gefordert.

Die Marokko-Rängelei

will nicht zu Ende kommen. Unsere Diplomatie mag nur ruhig mit der Wahrheit herauskommen; wir sind auf alles gefaßt, wissen wir doch längst, daß wir die Geleimten sind

mit oder ohne Entenschnabel. Der ominöse Entenschnabel von dem jetzt so viel geschrieben und gesprochen wird umfaßt das Gebiet am Schari, dem Grenzfluß zwischen dem französischen Militärgebiet des Tschadsees und Deutsch-Kamerun, und reicht, dem Flusse folgend bis an den Tschadsee heran. Mit dem Entenschnabel würde Frankreich nicht nur die Grenzen seiner Kolonie in glücklicher Weise abrunden, sondern zugleich den Scharifluß, der heute die Grenze bildet, ganz in seinen Besitz bringen. Der Flußlauf und der Tschadsee, in den der Schari sich ergießt, haben aber eine in hoher industrieller Blüte stehende Umgebung, eine Faktorei reißt sich an die andere. Ist der Entenschnabel daher auch kleiner als die uns zugeordneten Teile französisch-Kongos, so übertrifft er sie an wirtschaftlicher Erschließung und Wert doch ganz bedeutend.

Wie stehen denn nun die Affen?

Die Franzosen reden Marokko in die Tasche. Hierüber stellt das deutsche Reich eine offizielle, anerkennende Beilegung aus. Frankreich gibt uns einen kumpfigen, fast wirtschaftlich aussichtslosen Landstreifen am Konge, der, wo er vielleicht ertragsfähig gestaltet werden kann, von französischen Erwerbsgesellschaften besetzt ist. Wir dagegen geben den hochentwickelten sog. Entenschnabel heraus, zur Abrundung des französischen Kongogebietes. Es ist zum heulen. Was würde der Reichstagskanzler zu diesem Schacher sagen?

Zu solch einem erbärmlichen Geschäft gebraucht man wahrhaftig nicht diesen gewaltigen Apparat gutgeachteter Diplomaten. Vor einigen Tagen sagte uns ein Arbeiter mit Bezug auf die Marokkoffrage: „Ich habe die feste Gewissheit, einige tüchtige Arbeitersekretäre hätten die Sache besser gedeckelt.“ Wir geben die Neuerung ohne jede Bemerkung wieder, wollen aber damit gezeigt haben, wie unsere Leute über den Marokkorummel denken.

Der italienisch-türkische Krieg

verläuft ziemlich unblutig. Zwar haben türkische Streikwachen die italienischen Vorkämpfer gehänselt, wobei außer vielen Wunden die in der Natur geschossen, auch einige Soldaten in Mitleidenhaft gezogen sein sollen. Im Übrigen geht es recht friedlich zu. Die Türken veröffentlichen in ihren Zeitungen sehr blutige Artikel, Maueranschläge fordern zum Hak gegen Italien auf und die türkische Diplomatie schickt dem römischen Kabinett die Verantwortung für alle Konsequenzen zu.

Die Italiener verantworten natürlich alles. Der künftige Sieger Siegesfächer hält ja noch einige Zeit vor.

Und will er verfluchten, inszeniert der Herzog der Abruzzen schnell eine Seeschlacht — mit wem ist ganz Schuppe — und die italienischen Kinder haben wieder ihre „Trompete“.

Das leichtlebige Völkchen feiert die Siege wie sie fallen und der Papa in Rom gibt zu all dieser Hanswurster seinen Segen.

Aber auch der Vast wird das Gespenst der drohenden Schulden nicht verschrecken können. Und die Geldgeber werden sich zur gegebenen Zeit schon einstellen. Dann kommt die Katerstimmung. Wer leicht lacht, weint auch leicht. Und aus dem Weinen wird Heulen, aus dem Heulen kommt die Wut; und wenn der Italiener wütet, ist mit ihm nicht gut zu rechnen. Die italienische Regierung muß ja ihre Söhne und Töchter am besten kennen. Ob sie aber bei der Tripolisfrage an das Ende gedacht hat, ist sehr fraglich.

Vor dem Schwurgericht.

(Fortsetzung.)

Das war alles gewesen und doch sagte es Dr. Haller genug.

Er sprach sich Alice und Gertha gegenüber rückhaltlos aus, und, während die erste noch immer die Mutter geschont wissen wollte, bestand zwischen ihm und Frau Gertha die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Schrittes in die Öffentlichkeit in verklärtem Maße.

„Und wenn nun doch alles vergebens ist?“ rief Alice leise.

„So haben wir unsere Schuldigkeit getan“, war Lothar's feste Antwort, „haben wir uns nichts mehr vorzuwerfen. Um so schneller sollst Du dann mein Weib werden, jedes Zurück unmöglich zu machen!“

„Lothar!“ sagte sie leise, mit tiefster Zärtlichkeit, aber auch in tiefer Bitterkeit.

Er zog sie freundlich an sich. „Ich will Dir, Alice, und Ihnen, liebe Gertha, etwas aus meinem Leben erzählen, was Ihnen beweisen soll, warum ich nicht anders handeln kann und will. Glück will nicht nur gesucht, Glück will gehalten sein.“ Und er erzählte schlicht und einfach dem lauschenden Schwesternpaare, was ihn in der Erinnerung noch immer tief bewegte.

Lothar studierte am grünen Acker die Rechtswissenschaft, und sein Studentenleben war ein reiches und eckiges, nach Burgenart, nicht frei von überschäumender Jugendlust, aber doch fern allem törichtem Sich-Gehelassen. Seine Eltern waren beide früh gestorben, ohne ihm bedeutende Mittel zu hinterlassen, sie hatten kaum den Grund zu einem Vermögen gelegt, aber eine unverheiratete Schwester seines Vaters nahm sich des Knaben an und bahnte ihm den Weg zum Studium.

Bei einem Kommere hatte der junge Rechtskandidat in ein paar herzige Blauäuglein geblickt, sie gehörten der Tochter eines früheren Universitätslehrers, und mit jugendlicher Leidenschaft verliebte er sich in die liebliche Blume des Ackerals. Des jungen Mädchens Mutter war wenig begütert, auch Lothar konnte nicht daran denken, selbst wenn er einmal als Erbe der Tante dastand, aus eigenen Mitteln einen Haushalt zu führen, aber er fühlte viel Zuversicht und viel Wissen in sich, und die wenigen, verhältnismäßig wenigen Jahre bis zur Erlangung einer ansehnlichen Anstellung konnten die beiden jungen Leute warten. So gab denn die Professors-Witwe die Genehmigung, daß die verliebten jungen Leuten sich einander genau kennen lernten, nur mit der Verklammerung der Verlobung sollte noch ein Jahr gewartet werden.

In dieser Zeit kam auch Hartwig, der nunmehrige geschulte Rechtsanwalt, nach Heidelberg und zwar als Mentor eines jungen ungarischen Grafen, dessen Familie der umsichtige und kühle junge Mann von hochmögenden Gönnern empfohlen worden war. Es war eine glänzende Stellung, finanziell, wie gesellschaftlich, der magyarische Graf litt nicht unter übermäßiger geistiger Veranlagung, so daß ihm Hartwig völlig leiten konnte, und glaubte mit dem freien Ausgeben der ihm zur Verfügung gestellten reichen Mittel alles getan zu haben, was man von ihm gerechtfertigterweise verlangen konnte.

Während eines Konzerts in der prächtigen Anlage nahe der malerischen Schloß-Ruine sahen der Ungar und Hartwig das blauäugige Professors-Tochterlein, das an diesem Tage zufälligerweise allein mit der Mutter erschienen war, da Lothar Haller durch ein juristisches Repetitorium verhindert wurde. Der Magyar machte kein Hehl aus seiner Bewunderung der jungen Dame, und da dieselbe über die mehr drollige, als leidliche Haltung des

Ausländers sich köstlich amüsierte, fand auch Hartwig keinen Anlaß zum Einschreiten. Leider sollte der frohe Scherz ein bitterernstes Ende finden.

Auf den wunderschönen Partwegen gingen die Frau Professorin und ihre Tochter nach beendeter Konzerte noch ein wenig spazieren und Lothar Haller, welcher für diese Stunde sein Erscheinen aus der Stadt versprochen hatte, entgegen, als sie von neuem dem Magyar mit Hartwig begegneten. Beide jungen Leute waren von einer frohen Zecherstunde in etwas übermütiger Laune, und als das bewunderte junge Mädchen sich jetzt dem Grafen gegenüber in frohliche Zurückhaltung hüllte, kam es erst recht zu allerlei Auseinandersetzungen, die bei größerer Ruhe von beiden Seiten wohl von selbst ihr Ende gefunden hätten, nun aber sich immer mehr zuspitzten. Und gerade in diesem kritischen Augenblick, als die Frau Professorin harte Worte an Hartwig richtete, erschien Lothar.

Man säte nach wenigen Augenblicken, aber heftige Worte waren gefallen, und aus einer Bemerkung Hartwigs glaubte Lothar eine Kränkung des ihm so teuren jungen Mädchens herauszuhören. Er konnte und wollte sich nicht damit beruhigen, daß ihm von der Geliebten und deren Mutter wiederholt versichert wurde, die Fremden hätten ihren Verweis erhalten, es sei unnötig, die Sache aufzubauchen, er schickte einen Freund zu Hartwig, mit der bestimmten Forderung, sich bei den Damen zu entschuldigen. Das erschien dem so Gestellten doch zu weit gegangen, er konnte in dem ganzen Zwischenfall nach der früheren schallhaften Rederei überhaupt nichts besonderes weiter finden, es kam zu neuer Auseinandersetzungen, und das Ende war ein dreimaliger Augewechsel, in dem Hartwig eine sehr ernste, Lothar eine erhebliche, wenn auch nicht lebensgefährliche Verletzung davontrug.

Und das war nicht das Schlimmste an der Sache! Die

Seit Dienstag stehen die Landungstruppen der deutschen Kriegsschiffe „Leipzig“, „Taier“ und „Vaterland“ zusammen mit der aus Deutschen Genuß bestehenden Freiwilligenkompanie im Straßenkampf mit dem chinesischen Vöbel. Unsere Blauläden werden schon mit ihnen fertig werden. Der Handel liegt stark darnieder.

Von dem afrikanischen Kriegsschauplatz, auf dem zwischen den kriegführenden Mächten, Italien und der Türkei, recht wenig vorgeht, so daß die „Spazierfahrt nach Tripolis“ bereits herzlich langweilig zu werden beginnt, wird plötzlich die

Aufmerksamkeit der Welt nach dem fernen Osten, nach China,

geleitet, wo innere Unruhen, unter denen auch die Fremdenkolonien zu leiden haben, das Eingreifen der europäischen Großmächte erforderlich machen. Bisher hatten die revolutionären Elemente sich aller Beunruhigungen der Europäer enthalten, insofern scheint, wie es gewöhnlich geht, der Vöbel die Oberhand bekommen und die ihm stets verhassten Ausländer belästigt zu haben, so daß diese sich ihrer Haut wehren mußten. Auch hier, wie schon einmal, erhielt wieder der Schlächtruf „The Germans to the front!“, denn unsere Landsleute sind es, die zuerst mit der rebellierenden Bevölkerung in einen Straßenkampf verwickelt worden sind.

Die revolutionäre Bewegung in Süchina, die jetzt auf einmal einen fremdenfeindlichen Charakter annehmen droht, richtete sich in ihren Anfängen gegen die Mandschu-Dynastie. Hierbei spielte nicht zuletzt die Rassenfrage mit, und die Rolle lautet: China den Chinesen. Die jetzige Dynastie gehört dem Volke der Mandschu an, die im Jahre 1644 Peking eroberten und sich zu Herren von China machten. Ihre Zahl ist nicht so sehr groß, aber sie sind die bevorzugte Rasse, aus der die höchsten Beamten entnommen werden. Im südlichen China gibt es überhaupt keine Mandschu, abgesehen von den höheren Würdenträgern, und es ist begreiflich, daß sich in dem regamen Süden nicht zum ersten Male jetzt eine antidynastische Bewegung erhoben hat. Der jetzige Aufstand trägt einen direkt revolutionären Charakter, und er breitet sich von Tag zu Tag weiter aus. Die Provinz Supe ist im wesentlichen in den Händen der Revolutionäre, die Hauptstadt Wutschang ist von ihnen erobert, ja sogar die Provinzialregierung hat sich für sie erklärt. Die Arsenal- und Munitionsvorräte stehen zu ihrer Verfügung, und was das Gefährlichste für den Bestand der Dynastie ist, das dortige Militär ist zu den Rebellen übergegangen, und zwar ist es keineswegs der schlechteste Teil des Militärs, sondern es handelt sich um modern ausgebildete Truppen.

Der größte Teil des Yangtse-Gebietes ist bereits in den Händen der Revolution, das Volk läßt sich leicht gewinnen, denn Mangel, Hunger und Steuerdruck haben die größte Unzufriedenheit hervorgerufen, und die Rebellen finden so einen leichtesten Boden für ihre Bestrebungen.

An der Spitze des Aufstandes stehen die sogenannten „Jung-Chinesen“, die Reformen nach europäischem Muster durchaus zugänglich sind; wenn sie jetzt ihr Haupt erheben, so geschieht dies einmal aus Abneigung gegen den unter der Herrschaft der Mandschu-Dynastie eingerissenen ungeheuren Schandrian, dann aber auch wohl, weil man von den durch die jetzigen Machthaber eingeleiteten Reformwerken sich nicht viel verspricht und der Ansicht ist, daß man es in Peking damit nicht ganz ernst meint, während ein energisches Vorgehen auf diesem Wege, ähnlich wie es in Japan seinerzeit der Fall war, nötig ist. Uebrigens heißt es, daß die Jung-Chinesen, deren Führer die bekannten Reformen Kang-su-wei und Sun-nat-sen sind, tatkräftige Unterstützung der Japaner sicher wären. Die Jung-Chinesen wollen auch keine neue Dynastie auf den Schild erheben, sie verlangen, wohl um gefährlichen Thronstreitigkeiten aus dem Wege zu gehen, die Errichtung einer Republik.

Der Kaiserbesuch in Aachen und im übrigen Rheinland.

Mittwoch weilte der Kaiser in Aachen, um der Enthüllung eines Denkmals für seinen unvergeßlichen Vater beizuwohnen, dessen Geburtstag sich am 18. Oktober zum 80. Male jährte. Zahlreiche hohe Gäste waren zugegen. — Im Anschluß an die Aachener Feier unternimmt der Kaiser eine dreitägige Automobilfahrt durch die herrliche Eifel. Es geht zunächst über Cornely-Münster, Montjoie und Eusirchen nach Bonn, wo der Kaiser seiner Schwester Viktoria einen Besuch abstattet. Am Donnerstag werden besucht das Gestüt Römerhof, die Städte Altenahr, Adenau, Manden, die Ruine Verneburg und Schloß Büresheim. Der Kaiser hat den Wunsch geäußert, auf dieser Tour hauptsächlich alte Burgen und Kirchen besichtigen zu können, für deren Restauration er beabsichtigt stets lebhaft eingetreten ist. Am Freitag wird die Auto-Tour beendet, sie führt auf ihrer letzten Etappe über Münster, Blankenheim, Hildesheim, Gerolstein, Prüm, Kyllburg, Wittlich nach Schloß Pfefar an der Mosel, wo der Kaiser für einen Tag der Galt des Landwirtschaftsministers v. Schorlemer ist. Zum Sonntag trifft der Kaiser wieder in Berlin ein, wo er sich 14 Tage aufhalten wird. Zum

ganze Angelegenheit hatte die mißtrauische Seite in Lothar's Charakter geweckt, es entstand zwischen der Geliebten und ihm eine Entfremdung, unter welcher die erstere sehr zu leiden litt. Nach einem Wortwechsel verfiel sie in ein Nervenfieber, dem sie erlag. Jetzt endlich erkannte Lothar seine eigene Schuld, die Aufregung stürzte ihn in eine Krankheit, aus der er nur durch die treue Pflege gerettet wurde, aber aus dem einstigen so lebenslustigen Jüngling war ein ernster Mann geworden, der er blieb, dessen Haar schon graue Fäden zeigte, als er die Dreißig noch nicht erreicht hatte. Erst der später und plötzlich entstammten Neigung zu Alice Wedensfeld hatte Dr. Haller es zuzuschreiben, daß die ausdrucksvolle Kälte seines Gesichtes sich wieder mit sanfteren Regungen verband.

Er hatte zu Ende erzählt. „Armer Liebster!“ hatte seine Braut ihm zugeflüstert, während Frau Hertha teilnahmsvoll die Rechte geschüttelt hatte.

Das Urteil Fräulein Erna Weener's nach der im Inhalt gleichen, wenn auch von seinem Standpunkt aus vorgebrachten Erzählung des Rechtsanwalts Dr. Hartwig entsprach ihrer Stimmung. „Ich hätte nicht gedacht, daß Dr. Haller sich in solchem Maße von Zufallstimungen beeinflussen ließe, aber es muß doch wohl so sein!“

Peter Stöppner hatte seinen Türhüterposten in der Fabrik für eine Stunde seiner Frau übergeben, die mit gleicher Gewissenhaftigkeit jeden Antömmel ins Auge faßte, um einen längeren ihm vom Geheimrat Weener befohlenen Botengang auszurichten. Eben kam er zurück, als er vor sich Worte vernahm, bei denen er hoch aufsprang. So hatte neulich Abend der Mann gesprochen, der Dr. Haller zu sprechen verlangt und die Gelegenheit benützt hatte, aus dem Zimmer des zweiten Direktors die 20 000 Mark zu entwenden.

1. November wird das Kaiserpaar und Prinzessin Viktoria zu der Einweihung der neubauten evangelischen Kirche in Ratibor erwartet. Der Kaiser wird im Anschluß daran dem Herzog von Ratibor auf Schloß Stauden einen Jagdbesuch abstatten.

* Staatsmann und Original.

In London ist soeben ein umfangreiches, von Bernhard Holland verfaßtes Werk über den Herzog von Devonshire erschienen, den bekannten Staatsmann, der in den letzten 50 Jahren in der Politik Englands eine hervorragende Rolle gespielt hat, als Führer der liberalen Partei seine Laufbahn begann, mehrfach Minister war und nicht weniger als dreimal die Würde eines Ministerpräsidenten ablehnte, um schließlich als Führer der Unionisten im Oberhaus seine vielseitige und stets hervorragende politische Tätigkeit zu beschließen. Diese Persönlichkeit eines englischen Staatsmannes mußte wie der Repräsentant eines immer seltener werdenden Typus an, denn der Mann, der in seinem Lande als Politiker eine führende Stellung einnahm, dem als Staatsmann die höchsten Würden und die höchste Macht offen standen, war als Mensch ein Original, ein oft wunderlicher Kauz, in dessen Wesen neben einem trodenen Humor eine souveräne Gleichgültigkeit wohnte, eine „Schnuppligkeit“, die gerade bei einem Politiker verblüffen mußte. Er konnte im Grunde gar keinen Ehrgeiz, war zwar ein begeisterter Sportsmann und ein feinsinniger Kunstkenner, aber in der politischen Arena und im gesellschaftlichen Leben beherrschte eine Indolenz sein Leben, die mehr als einmal zu tömlichen Zwischenfällen Anlaß bot. Wie weit seine Vergeßlichkeit gehen konnte, zeigt ein amüsantester Fall, der nur wenige Jahre zurückliegt. König Eduard äußerte im Gespräch mit dem Herzog, daß er an einem der nächsten Tage sehr gern im Devonshirehaus gemalt mit dem Herzog souperieren wolle. Es wurde ein Tag verabredet. Aber als König Eduard vorfuhr, war der Wirt des Hauses nicht daheim. Er hatte die Anlage des Königs vollkommen vergessen und mußte in größter Hast aus dem Turm nach Hause gerufen werden. Das erinnert an ein ähnliches Abenteuer, das die Königin Viktoria mit dem Herzog von Devonshire erleben mußte. Die Königin erzählte dem Herzog von ihrer Abicht, Irland zu besuchen, ein Plan, der in jenen Zeiten die größte Ueberrasschung hervorgerufen mußte. Der Herzog wurde von der Monarchin beauftragt, dem Ministerpräsidenten Salisbury zu benachrichtigen, damit er Zeit habe, die Angelegenheit zu überlegen und zu prüfen. Als die Königin einige Tage später Lord Salisbury sah, fragte sie in größter Spannung: „Und was denken Sie von meinem irischen Plan?“ Salisbury starrte die Königin fastungslos an: er hatte keine Ahnung, wovon die Rede war. Als man den Herzog von Devonshire dann fragte, war er nicht wenig verblüfft: „Meiner Seel, ich hab die Geschichte total vergessen.“ Und diese gelassene Vergeßlichkeit, die seinen Ministerpräsidenten immer umschwebte, verließ ihn auch nicht als Gastgeber und Wirt. In Wirklichkeit machte er sich über seine gesellschaftlichen Verpflichtungen wenig Sorge. Sein Haus war als gastfrei bekannt, Hunderte von Menschen gingen in Devonshire-Haus ein und aus, aber der Herr des Hauses kannte in der Regel nur die wenigsten seiner Gäste; die Namen und die Persönlichkeiten der meisten waren ihm natürlich entfallen. Er war, wie eine wichtige Dame der Gesellschaft bemerkte, in seinem eigenen Hause der beliebteste und häufigste Gast.“ Der Verfasser der Biographie erinnert sich noch an eine Gesellschaft, beim Herzog; die Gäste waren in der Bibliothek von Chatsworth bereits verammelt, ein kleiner, erlebter Kreis. Der Herzog blüde erkannt um sich und wandte sich schließlich hilffühnd an Mr. Holland: „Das ist alles recht schön und gut, wenn ich nur wüßte, wer meine Gäste sind. Wissen Sie vielleicht den Namen von jenem Manne mit dem roten Gesicht da hinten?“ Die Fremden fanden den Herzog oft fühl und unnahbar, in Wirklichkeit war er meist zerstreut und konnte dann meist mit den naivsten Bemerkungen herausplagen. So geschah es auch bei einem kleinen Diner in London, bei dem eine Fülle erlebter französischer Federbissen serviert wurde, solette Meisterwerke der Kochkunst, aber keine Speisen, an denen man sich satt essen konnte. Der Herzog wurde unruhig, blüde wie fragend rings umher, als plötzlich ein lechter Roßbeef serviert wurde. „Hurrah!“ rief der Schweigende Staatsmann plötzlich aus der Tiefe seines hungrigen Gemütes: „Endlich etwas zum Essen.“ Seine politische Tätigkeit betrachtete er oft mit dem Lächeln humorvoller Selbstironie. „Die politischen Verhältnisse meiner Familie sind ziemlich gemischt“, sagte er einmal zu seinem Freunde, Viktor von Balfourianer, die mit Leib und Seele Freihändler, und was ich bin, frag der liebe Gott wissen.“ Er, der seinen Parteifreunden und seinen Gegnern von Anfang an als ein hervorragender Gegner galt, hatte zu seiner oratorischen Begabung nicht das geringste Vertrauen, ja, er behauptete immer, daß seine Reden die langweiligsten von der Welt sein müßten. Und er glaubte es auch. Für dieses unerklärliche Phlegma bleibt es charakteristisch,

daß er als neugeborener Abgeordneter im Unterhaus bei seiner Jungferrede kein Hehl daraus machte, wie sehr die ganze Geschichte ihn langweile. Witten in seiner Rede gähnte er mehrmals. Später stellte ihn ein Freund zur Rede: „Aber Sie haben ja während Ihrer Rede gähnt!“ „Tut ich das, na ja, wahrscheinlich ist es schrecklich langweilig gewesen.“

Englands „Freiwillige“.

Die Freiwilligenkorps der englischen Armee sind bekanntlich durch besondere Bestimmungen sorglich gegen die Gefahr geschützt, im Falle der Not auf fremdem Boden für ihr Vaterland zu streiten, sie kämpfen nur im Falle eines feindlichen Angriffs auf englischer Erde und dürfen nie auf einen fremden Kriegsschauplatz geschickt werden. Im Zusammenhang mit dieser Bestimmung erzählt eine englische Zeitschrift eine lustige Episode von dem jüngeren Pitt, der als Staatsmann trotz seiner Würde über einen etwas bitter gefärbten Humor verfügte. Als im Jahre 1802 England von einer französischen Invasion bedroht war, wurden im Heere zahlreiche Freiwillige eingestellt. Aber die Vaterlandsverteidiger griffen nur zu den Waffen, nachdem die Regierung ihnen durch zahllose Klatschen und Paragrafen feierlichst versprochen hatte, sie nicht allzu oft und allzu blutig kämpfen zu lassen. Da stand z. B. die Bestimmung, daß die Freiwilligen nicht ins Feld zu rücken brauchen, „ausgenommen im Falle einer wirklichen Invasion“. Sie sollten nicht auf Kriegsfuß gesetzt werden, „ausgenommen im Falle einer wirklichen Invasion“. Und sie sollten auch nicht zu anstrengend gedrillt werden, „ausgenommen im Falle einer wirklichen Invasion“. Als Pitt diese Paragrafen las, fürchte er die Brauen. Bei der Lektüre des Dokumentes kam er am Schluß zu dem berühmten, heute noch bestehenden Paragrafen, der besagt, daß die englischen Freiwilligen unter keinen Umständen ihr Land zu verlassen brauchen. Da verlor Pitt die Geduld, griff zur Feder und ergänzte die Bestimmung mit dem Zusatz: „Ausgenommen im Falle einer wirklichen Invasion.“ Wenn also die Franzosen wirklich mit Heeresmacht auf den britischen Inseln erschienen wären, dann hätte der englischen Regierung das Recht zugestanden, die vorläufigen Vaterlandsverteidiger — wo anders kämpfen zu lassen.

Zweikämpfe mit Haifischen.

Der Haifisch gilt als einer der furchtbarsten Feinde der Menschen, und der Gedanke, mit diesem Tiger der Meere in dessen eigenem Element einen Zweikampf auszuheften, mag für die Allgemeinheit der Erdenbewohner an Wahnsinn grenzen. Aber trotzdem gibt es eine ganze Reihe von Fällen, in denen mutige, ausdauernd bewaffnete Männer im Wasser Leib an Leib mit dem gefährlichen Gegner einen Zweikampf gewagt haben und aus dem furchtbaren Ringen als Sieger hervorgegangen sind. Die Eingeborenen von Neuseeland sind wahre Meister in diesen Wassertämpfen, und sogar die Frauen wetteifern mit den Männern im Kampfe mit dem Haifisch. Nur mit einem Messer bewaffnet stürzt sich der Kämpfer ins Wasser, taucht unter und sucht dabei den Leib des Fisches zu erreichen, um das Meerungeheuer mit dem Messer zu töten. Aber die Neuseeländer sind nicht die einzigen, die einen Messerkampf mit einem Haifisch versucht haben. Vor einiger Zeit tauchte im Hafen von Kingston auf Jamaika ein riesiger Haifisch auf und brachte mit einem mächtigen Schwanzschlag ein kleines leichtes Boot zum Kentern in dem eine Frau saß. Wenige Meter vom Kai entfernt wurde die Unglückliche verschlungen: unter den Augen ihres Mannes, der am Ufer stand, ohne ihr helfen zu können. Die Wut des Gatten kannte keine Grenzen, er ließ sich ein Messer geben, sprang wie ein Wahnsinniger in's Wasser und griff den Haifisch an. Nach einem furchtbaren Kampfe hatte er seine Frau gerächt. Auf die gleiche Weise hat in Barbados ein Matrose einen Haifisch getötet, der seinen Rudergeräth verhängen hatte. Ein anderer Fall ereignete sich auf St. Thoma. Einige Matrosen des amerikanischen Kriegsschiffes „Alliance“ badeten im Meere. Plötzlich sah man von Bord aus, wie sich ein gewaltiger Haifisch der Gruppe der sorglos Badenben näherte. Ein Matrose auf dem Schiffe, der die furchtbare Gefahr seiner Kameraden erkannte, sprang, ein Messer in der Faust, ohne sich lange zu besinnen, von Bord, erreichte das Ungeheuer und verwundete es so schwer, daß es wenige Minuten später tot war.

Stöppner erschraf ordentlich vor Freude; war das derselbe Patron, dann sollte er ihm nicht entkommen. Vorsicht war natürlich nötig, damit ein jeder Fehltriff vermieden wurde. So strengte er denn sein Gehör aufs Äußerste an. Ja, es war kein Zweifel, das war der Mann, gerade so hatte er gesprochen, so fremdartig, mit einer langsamen Nachlässigkeit, mit einem schnarrenden Hochmut und einem eigenartigen Selbstbewußtsein. Unter hundert ähnlichen Stimmen heraus hätte Peter Stöppner diese Sprechweise erkannt.

Die Kleidung war eine andere freilich, eleganter, sportmäßiger, aber was machte das aus? Die Menschen haben ja doch mehr, als einen Anzug, und daß dieser Spitzbube nicht in denselben Kleidern, in welchen er seinen gelungenen Streich verübt hatte, herumlaufen würde, war eigentlich selbstverständlich.

Jetzt kam es nur noch auf das Gesicht an. Und um das genau zu erkennen, beschleunigte Stöppner seine Schritte so, daß er dem Vorangehenden jetzt auf dem Fuße folgte und hören konnte, wie die Begleiterin des Fremden mit großer Lebhaftigkeit ihm widersprach. Jetzt machte Peter einen scheinbaren Fehltritt, daß er vom Trottoir auf die Straße heruntertaumelte, und schwanzend griff er nach dem linken Arm des Fremden, der sich mit einem derben Fluch umdrehte, den Belästiger barsch anheftete und dann seinen Weg fortsetzte.

Kein Zweifel war mehr für Peter Stöppner, das war der Filou, wenn er heute auch eine andere Bartracht trug; an einem seltsamen, lauernden Juden der Augen, das ihm an jenem Abend nicht so absonderlich vorgekommen war, ihm jetzt aber sofort wieder in den Sinn kam, hatte er den Fremden wieder erkannt.

Von neuem machte er sich auf die Verfolgung, er

mußte sehen, wo das Paar blieb. Und der Zufall war ihm günstig. Sie durchschritten gerade eine stille, von Magazinen aller Art gebildete Straße, als Peter Stöppner die Begleiterin des Fremden hastig sagen hörte: „Noch ein Wort, und ich rufe um Hilfe!“

Aber das schien den Dreisten wenig eingeschüchtert zu haben, Stöppner vernahm, wie er heiser lachte und fortfuhr: „Sie uerde müssen, meine schöne Dam! Sie gebe mir die Schlüssel von das Haus, oder ich uerde sagen viele merkwürdige Sack!“

„Da werde ich auch mit dabei sein“, flang ihnen auf einmal Peter Stöppner's Stimme mit kräftiger Reueheit in die Ohren.

Wie ein Blitz fuhr der Fremde herum, während seine Begleiterin aufatmend eiligt mehrere Schritte von ihm zurücktrat.

„Sie unverschämte Kerl“, zischte der Mann, „was uill Sie von diese Dam? Machen Sie, daß Sie fort-komm!“

Der einfache Mann war so leicht nicht einzuschüchtern. Er maß den impertinenten Menschen mit einem vielsagenden, verächtlichen Blick: „Wenn Sie die junge Frau da bedrohen, wer' ich nicht gehen. Nicht wahr, ich soll bleiben?“

Ein aus tiefter Brust kommendes „Ach ja!“ veranlaßte Peter, der schlicht dunkel gekleideten Frauengestalt seinen Arm anzubieten. Die Schlichtheit war etwas unbehilflich, aber die Geängstigte hielt sich aufatmend an dem Retter zur rechten Zeit fest.

„So nun kommen Sie, Frauen“, ermunterte Stöppner, „und Sie — zu dem wütend auf die beiden blühenden Patron gewendet — Sie kommen mit keinen Schritt zu nah oder...“

Die Wör
Zagebuch
allgemein gro
Friedrichs bet
Sei dem

erleil. An
hörsartige Neu
toppisch nit
solte auf Wi
Dr. Madensie

Am 21
und schon un
sachung ver
ment gekon
berprücht die
Madensie ein
schreibung mu
nung nicht m
Tage später
damals warf
hatt des linke
hand mit d
er die Wunde
das gesunde
vor seinem ch
erklärte er
hört fern
wärs für eine
finzu: Ob e
Entragung de
nicht sicher er
dem immer v
nole verantwo

Da auch
Kreble nur in
nochmals vor
kommen behuf
tätigte schon
Dr. v. Bauer
gener geladene
die Bitte ger
dessen Klima
Ihm Madensie
verprochen de
gleitung des
am 12. Juni i
seine Begl
den Leibst
schen Klini
Als im N
aus London i
Krankheit für
beier Verste
heiltem Sinn
November in
nicht ausges
und der Kron
Rechtspes ab

Am 9. d
Galen Rad
mann:

Seit zehn
Herr v. Unn
haben dringen
Zusiehung Br
hat gelang, es
Kronprinz n
Auf rineand
desen Wirtwo
gebüdt und i
bekommen, da
immer noch
nichts zu bede
Donnerstag 9
Bramann und
mann antwort
Notwendigkeit
Anstalten.“ B
to! So! So!
am ich. Das
geleht worden
mer schlimmer
lagte Madensie
Sie nicht op
wollen, bis v
Wir mukt e
testierten gege
Unter feiner
Harte Braman
anderen Herr

„Sie tö
den Sie den
Freundlichkeit
Wollen Sie l
Da kam
Galle über:
mit zur Poli
Kräftig wollt
sich geschick
straße.“ Wi
„Nur soll die
Sie denn?“

Zwei sch
„Ach, lassen
das junge M
Wenn Sie ein
zur Parfstr
verbesserte si
so würde ich
„Der Fr
lein Wedensfel
fortschle Peter

„Ja. W
Alara, die ju
„Woher
und meine F
Sie erst red
„Aber w
„Was i
der neulich a
ler, die 20 00
erkannt. Den
Alara F
wäderen Mar

Von Kaiser Friedrichs

Krankenlager.

Die Veröffentlichung von Professor v. Bergmanns Tagebuchblättern und Briefen an seine Frau erregen allgemein großes Aufsehen, soweit sie die Krankheit Kaiser Friedrichs betreffen. Den Schilderungen entnehmen wir u. a.: Seit dem Januar litt der Kronprinz an andauernder Seierheit. Am 16. Mai erklärte von Bergmann, daß eine bösartige Neubildung vorliege und schlug den äußersten Rehnappschnitt vor. Die Operation wurde beschlossen, jedoch sollte auf Wunsch der Kronprinzessin der englische Arzt Dr. Madenzie berufen werden.

Am 20. Mai um 5 Uhr nachmittags traf er ein, und schon um 6 Uhr waren die Verzte zu einer neuen Untersuchung versammelt. Madenzie war ohne Instruement gekommen. Es ist ja bekannt genug, daß sein Widerspruch die Operation vereitelte. Am 21. Mai entfernte Madenzie ein kleines Stück Gewebe. Aus Virchow's Beschreibung mußte man schließen, daß eine Krankheitsentzöndung nicht möglich gewesen. Daher suchte Madenzie zwei Tage später ein weiteres Probeobjekt zu gewinnen. Schon damals war ihm Professor Dr. Gerhardt vor, er habe statt des linken das rechte seither gesunde Stimmband mit der Zange gefaßt. Tatsache aber ist, daß er die Wunde mit harmlosen Pulvern behandelte und daß das gesunde Stimmband eine Verletzung zeigte, die es vor seinem chirurgischen Eingriff nicht hatte. Am 8. Juni erklärte er wieder zwei Stücken Gewebe, wobei Gerhardt fernergehalten wurde. Virchow erklärte das Gewebe für eine bishäufige Warze (Papillom), fügte jedoch hinzu: Ob ein solches Urteil in bezug auf die gesamte Erkrankung berechtigt wäre, ließe sich aus den beiden Stücken nicht sicher ersehen. Auf Virchow hat sich Madenzie trotz dem immer wieder berufen, und ihn hat er für die Diagnose verantwortlich gemacht.

Da auch Madenzie erklärt hatte, daß bei anerkanntem Krebs nur in der Operation Rettung zu suchen sei, so wurde nochmals vor seiner Abreise am 10. Juni sein erneutes Herkommen behufs neuer Untersuchung abgemacht. Indessen beabsichtigte schon am Abend des 10. Juni der Generalstabsarzt Dr. v. Lauer den in die Wohnung des Generalarztes Begener geladenen Verzten, der Kronprinz habe an den Kaiser die Bitte gerichtet, ihn nach England reisen zu lassen, von dessen Klima am Strande, namentlich der Insel Wight, ihm Madenzie den besten Einfluß auf seine Rekonvaleszenz versprochen habe. Tags darauf wurde Gerhardt zur Begleitung des Kronprinzen nach England aufgefordert, aber am 12. Juni dahin beschieden, daß der Kronprinz auf seine Begleitung verzichtet habe und statt seiner den Leibarzt Dr. Wegener und den Assistenten der Gerhardt'schen Klinik, Stabsarzt Dr. Landgraf, mitnehmen wolle.

Als im November bekannt wurde, Madenzie sei schiedsamt aus London nach San Remo berufen worden, er habe die Krankheit für bösartig erklärt und sofort die Zuziehung anderer Verzte verlangt, schlug die Nachricht wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein. Es ist bekannt, daß die vom 9. bis 11. November in San Remo versammelten Verzte, Madenzie nicht ausschlossen, die Diagnose auf Rekonvaleszenz stellten und der Kronprinz die vorgeschlagene totale Exstirpation des Rekonvaleszenz ablehnte.

Am 9. Februar reiste Bergmann zusammen mit dem Grafen Radolinski ab. Am 12. Februar schreibt Bergmann:

Seit zehn Tagen hat die Atemnot täglich zugenommen. Herr v. Linder und Major v. Kessel sowie die Kinder haben dringend um meine Berufung oder wenigstens die Zuziehung Bramanns gebeten. Alles vergeblich. Madenzie hat gesagt, es sei noch viel Zeit. Zwei Nächte hätte der Kronprinz nicht mehr schlafen können, er hat im Bette nach Luft ringend gelegen. Am Tage ist es besser gewesen. In dessen Mittwochs beim Diner hat er sich nach der Seriette gebückt und in demselben Augenblick einen Erstickungsanfall bekommen, daß er selbst gemeint: „Ich dachte, ich erstickte.“ Immer noch haben die drei Verzte gesagt, es habe das alles nichts zu bedeuten, es würde wieder besser werden! Endlich Donnerstag 9. Februar um neun Uhr kommt Madenzie zu Bramann und sagt ihm: „Sie müssen gleich operieren.“ Bramann antwortete, er operiere nur, wenn er sich selbst von der Notwendigkeit überzeugt. „Nun, so kommen Sie gleich zum Kranken.“ Bramann war erkannt: er fand die Atemnot so schlimm. Darauf hat er um Abwendung eines Telegramms an mich. Dasselbe ist neun Uhr zwanzig von Schrader aufgelegt worden, aber erst um ein Uhr neun abgegangen. Immer schlimmer wurde es mit der Dyspnoe. Um ein Uhr sagte Madenzie: „Ich lehne jede Verantwortung ab, wenn Sie nicht operieren.“ Bramann erklärte, noch warten zu wollen, bis von mir Antwort da sei. Indessen um drei Uhr mußte er operieren. Madenzie, Krause usw. protestierten gegen das Chloroform; auch die Kronprinzessin sagte: „Unter keiner Bedingung gestatte ich Chloroform.“ Da erklarte Bramann: „Dann operiere ich nicht, ich bitte einen der anderen Herren, zu operieren, jeder erklärt, er könne es

nicht. Mittlerweile ist Bramann zum Kronprinzen herangefahren und hat ihn beredet. Das letzte Wort nimmt nun der Kronprinz: „Operieren Sie mich gleich, ich gebe mich in Ihre Hände, operieren Sie so, wie Sie es für gut befinden.“ Die Assistenten will nur Schrader übernehmen, Madenzie und Howell erklären, daß sie dazu außerstande sind. Keiner will Chloroformieren, da sie die Narkose für unerlaubt halten. Endlich entschließt sich Krause mit einem Protest gegen das Chloroform zum Halten der Klappe. In zwanzig Minuten ist alles beendet. Madenzie wird blaß und wankt, er muß schnell ein Glas Wein hinunterstürzen. Dann sagt er zu Bramann, er habe noch nie einen Chirurgen gesehen, der so ausgezeichnet operiere wie er, und begibt sich zu den im unteren Salon weinend dahinsinkenden Prinzen und Prinzessinnen. Nach der Operation natürlich große Erleichterung, ruhiger Schlaf, nur wenig Hustenreiz. Alle, alle rühmen Bramann, der mit eisiger Ruhe gehandelt hat. Der deutsche Chirurgie und meiner Berliner Klinik gerichtet das Handeln Bramanns zur höchsten Ehre. Daß aber die mit der Behandlung des Kronprinzen betrauten Verzte es auf diese Kritikprobe ankommen ließen, das würden sie noch unter Friedrich dem Großen am Galgen zu breuen gehabt haben.“

Kaiser Friedrich und Bismarck.

Durch die soeben bekannt gewordenen Tagebuchniederchriften und Briefe des großen Chirurgen Ernst von Bergmann ist auch eine hochinteressante politische Tatsache festgestellt worden, über die bisher ein dichter Schleier lag. Bergmann erzählt in einem Briefe an seine Frau, daß Anfang Juni 1888 der Reichskanzler ihm offen mitgeteilt habe, seine Kraft sei den Aufregungen, die sich aus der Krankheit des Kaisers und auch aus politischen Meinungsverschiedenheiten herleiten, nicht mehr gewachsen. Madenzie, der englische Arzt, habe dem Monarchen noch ein längeres Leben in Aussicht gestellt, das auch Bismarck ihm selbstverständlich von Herzen gönnte, aber er, der Kaiser, müsse dann seinen 73. Jahren Rechnung tragen und aus dem Amte scheiden. Bergmann war außerordentlich erschüttert, denn er erkannte die Bedeutung des Wirtens Bismarcks in vollem Maße an, und so wiederholte er denn seine schon im März 1888 dem Reichskanzler gemachte Erklärung, der Kaiser werde den Sommer 1888 nicht überleben. Acht Tage nach dieser Unterredung war Friedrich 3. eine Leide.

Bismarck selbst erwähnt diese Tatsache in seinen hinterlassenen „Gedanken und Erinnerungen“ nicht, er deutet aber das Vorhandensein von Schwierigkeiten an, bei denen auch die Kaiserin Friedrich in Betracht kam, deren Wohlwollen er ebenso wenig, wie das der Kaiserin Augusta zu allen Zeiten genoss. Er sagte darüber: „Der Einfluß der Kaiserin Friedrich auf ihren Gemahl war zu allen Zeiten groß und wurde stärker mit den Jahren, um den Gipfel zu erreichen in dem Jahre, wo er Kaiser war. Aber auch bei ihm bestand die Ueberzeugung, daß meine Verheiratung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege.“ Schon 1885, als der alte Kaiser ernstlich krank war, hatte der damalige deutsche Kronprinz Bismarck nach Potsdam berufen und ihn gefragt, ob er im Falle eines Thronwechsels im Dienst bleiben würde. Der Reichskanzler erklärte sich dazu unter zwei Bedingungen bereit, seine Parlamentsregierung und seine auswärtigen Einflüsse in der Politik. Der Kronprinz antwortete mit einer entzückenden Handbewegung: „Ain Gedanke daran.“ Während der 99 tägigen Regierungszeit Kaiser Friedrichs hatte der Reichskanzler seinen eigenen Worten nach nur wenige politische Erörterungen. Er berichtet darüber: „Bei dem Kaiser Friedrich war die Meinung vorhanden, der Verlängerung der Legislaturperioden von drei auf fünf Jahre im Reiche wie in Preußen die Genehmigung zu verweigern. Der Kaiser gab aber seinen Widerstand auf, als der Kanzler ihm darlegte, daß das Oberhaupt des Reiches nach der Verfassung kein Vetorecht gegen übereinstimmende Beschlüsse des Bundesrates und des Reichstages besitze. Kaiser Friedrich unterzeichnete darauf das betreffende Reichsgesetz am 19. März. Längere Erörterungen gab es über das preussische Gesetz, doch verhielt sich Bismarck Auseinandersetzungen mit dem schwerkranken König, der dann das Gesetz am 27. Mai 1888 unterschrieb.“ Nach diesen Erklärungen ist also der Kanzler wahrlich durch seine Meinungsverschiedenheiten mit der Kaiserin Friedrich auf den Gedanken gekommen, im Juni 1888 seinen Abschied zu nehmen, wovon ihm Bergmanns Mitteilung abbrachte. Sein Rücktritt aus dem Reichsdienst erfolgte dann im März 1890, noch nicht zwei Jahre später, früher, als er selbst es wohl für möglich erachtet hatte. Daß Kaiser Friedrich Bismarck sehr wohlwollte, beweist auch ein Brief des Herrschers vom 25. März 1888 zum 50. Jahrestage des Eintritts des Reichskanzlers in die Armee, in dem es heißt: „Ich freue mich aufrichtig, daß der Gardejäger von damals mit so viel Zufriedenheit auf das abgelebene halbe Jahrhundert zurückblicken kann. Ich will mich heute nicht in langen Auseinandersetzungen über die staatsmännischen Verdienste einlassen, welche Ihren Namen für immer mit unserer Geschichte verbunden haben. Aber das eine muß ich hervorheben, daß, wo es galt, das Wohl des Reiches,

seine Wehrkraft, seine Schlagfertigkeit zu vervollkommen. Sie nimmer fehlten, den Kampf auszufechten und durchzuführen. Somit dankt Ihnen das Reich für erlangte Segnungen, die es Ihnen niemals vergessen wird, und an der Spitze desselben der Kriegsherr, der erst vor wenigen Tagen verstorben ist, diese Stellung nach dem Heimgange dessen einzunehmen, der unausgeleht das Wohl der Armee auf dem Herzen trug. Ihr wohlwollender Friedrich.“

Allerlei.

Eine Theaterdirektoren-Bank soll in Berlin gegründet werden. Sie soll dazu dienen, den Theaterdirektoren bei Geldbedarf die nötigen Mittel vorzutreten, und zwar zu einem Zinsfuß, der wesentlich geringer ist, als er augenblicklich bei Privatgeld erhoben wird. Das überrascht umso mehr, als bisher Geld für Theaterunternehmungen sehr teuer war, denn die finanzielle Kalamität der Berliner Theater ist ja bekannt.

Beseftigungen am Julisturm. Am Julisturm in Spandau, wo der Kriegsschatz des deutschen Reiches verwahrt wird, werden gegenwärtig Bauarbeiten ausgeführt, die zur Verstärkung der Sicherheit dienen sollen. Auch die alten Schießscharten, die bislang offen waren, werden zugemauert. Die Arbeiten werden in etwa vier Wochen beendet sein.

Eine eigentümliche Anhäufung der Witwen selbst morden macht sich bemerkbar. Aus Nummer über den Tod ihres Mannes verurteilte in Halle a. S. die Kaufmannswitwe Antonie Foerster sich und ihre drei Kinder durch Einatmen von Leuchtgas zu töten. Als man in die Wohnung drang, waren ein sechsjähriger Knabe und ein vierjähriges Mädchen schon tot. Frau Foerster und ein erst im vorigen Monat geborenes Kind gaben noch Lebenszeichen von sich.

Ein tödlich verlaufener Jagdunfall hat sich auf der Jagd des Herrn v. Kaphengst zu Kahlau in der Nähe von Frankfurt a. D. zugetragen. Der Rentmeister M. Krasch zu Kahlau wurde dieser Tage bei der Hühnerjagd von 18 Schrotkörnern in der linken Gesichtshälfte verwundet und ist im Krankenhaus seiner schweren Verletzung erlegen.

Wieder ein Jagdunfall. Bei einem Jagdausfluge, den der Oekonomierat Sernau mit seinem 18-jährigen Sohn durch die Felder von Breina bei Halle unternahm, ereignete sich ein schweres Unglück, dem der junge Sernau zum Opfer fiel. Der Oekonomierat hatte sein Gewehr vor sich auf das Schutteder des Wagens gelegt. Durch das Rütteln des Gefährts entlud sich die Waffe plötzlich und der Schuß drang dem jungen Mann in den Rücken. Die Verletzungen waren so schwerer Natur, daß der Verletzte wenige Minuten darauf in den Armen seines Vaters starb.

Ein interessanter Rechtsfall. Die wegen Ermordung ihres Gatten zu mehrjähriger Freiheitsstrafe verurteilte Kellnerin Paula Gerberich in Nürnberg hatte die Auszahlung des üblichen Witwengeldes von der Stadt Nürnberg beansprucht. Die Stadt weigerte sich in Anbetracht der Ermordung des Kellers durch die Frau, die Rente zu zahlen, und sie hat mit ihrer Auffassung auch an Gerichtsstelle Recht bekommen.

Die deutschen Kellner in Paris. Die französischen Kellner in Paris protestieren gegen die Konkurrenz, die ihnen durch ihre deutschen Kollegen bereitet wird. Die Pariser Hotelbesitzer haben aber erklärt, daß sie dem deutschen Dienstpersonal den Vorzug gäben, weil dieses weit aufmerksamer und pflichttreuer sei als das französische. Verschiedene Blätter nehmen dies zum Anlaß, gegen Deutschland wieder einmal zu beken und einen Boykott aller Lokale zu empfehlen, die deutsches Personal in der Mehrzahl beschäftigen.

Postdiebstähle in Frankreich sind leider nichts Seltenes. Im Toulouser Hauptpostamt wurden zwei Postfächer gestohlen, die für 100 000 Mark Papiergeld enthielten. Man vermutet den dreifachen Dieb unter den Postbeamten, bisher hat man ihm aber noch nicht auf die Spur kommen können.

Eine Ehecheidungsversicherung für Frauen will Karin Michaelis, die dänische Schriftstellerin, deren in Wirklichkeit herzlich unbedeutendes Buch „Das gefährliche Alter“ seinerzeit so viel empörte Federen in Bewegung setzte, in England ins Leben rufen. Die jährlichen Renten der Frauen, die sich gegen Ehecheidung versichern lassen, sollen im Verhältnis zum Einkommen des Gatten stehen. — Von einer Ehecheidungsversicherung für Männer will Karin Michaelis dagegen nichts wissen, trotzdem eine solche in vielen Fällen doch auch ihre große Berechtigung hätte. Denn wie schützt sich mancher Ehemann vor der Verschwendungslust seiner Frau?

d. Kostbare Finger. Aus Newyork wird berichtet: Der bekannte böhmische Geiger Jan Rubelit ist nun in Newyork eingetroffen, um, wie er versichert, seine „unwiderruflich letzte“ Gastspielreise in Amerika zu absolvieren. Gleich nach seiner Ankunft ließ sich der berühmte Virtuose interviewen und verblüffte neben anderen eindrucksvollen Mitteilungen die Reporter durch einen zahlenmäßigen Beweis von der Kostbarkeit seiner Geigerfinger. Nach seiner eigenen Angabe hat er als vorsichtiger Geschäftsmann seine Finger versichert und zwar für genau 235 000 Dollar, also rund eine Million Mark.

„Sie törichte Mann, was uolle Sie denn! Was dente Sie denn?“ fragte der Fremde jetzt mit fahenartiger Freundlichkeit. „Was uissen Sie von all der Geschichte? Wollen Sie hören, wie einer kann stehlen Geld?“

Da kam er aber übel an, Peter Stöppner lief die Galle über: „Das möcht ich schon hören, kommen Sie mit zur Polizei, da sollen Sie die Geschichte erzählen!“ Kräftig wollte er nach dem Fremden fassen, aber der entzog sich geschickt dem Griff und sprang in die nächste Seitenstraße. „Wir sehen uns wieder!“ schrie Peter ihm nach. Nur soll die junge Frau in Sicherheit sein. Wo wohnen Sie denn?“

Zwei schüchterne Augen blickten besorgt zu ihm auf. „Ach, lassen Sie den schlechten Menschen laufen“, bat das junge Weib, „er wird mich nicht wieder belästigen. Wenn Sie ein paar Schritte noch mitkommen wollten, bis zur Parkstraße... ich heiße Klara We — —, Herz“, verbesserte sie sich, „und wohne im Hause der Frau Brandt, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein.“

„Der Frau Brandt, der Schwester von dem Fräulein Wedensfeld, die den Dr. Lothar Haller heirateten will?“ forschte Peter Stöppner.

„Ja. Aber woher wissen Sie das alles?“ fragte Klara, die junge Witwe Egon Wedensfelds, erstaunt.

„Woher? Weil ich den Doktor ganz genau kenne, und meine Frau auch das Fräulein. Und nun müssen Sie erst recht sagen, wer der Kerl war?“

„Aber was ist es mit ihm?“

„Was ist es mit ihm? Das ist derselbe Hallunk, der neulich aus dem Zimmer meines Herrn, des Dr. Haller, die 20 000 Mark gestohlen hat. Ich hab' ihn wieder erkannt. Und müssen wir haben!“

Klara Herz war so erschrocken, daß sie sich an dem anderen Mann festhalten mußte. „Und der Mensch drohte

mir, er wolle es allen Leuten erzählen, daß mein toter Gatte gestohlen habe...“ stammelte sie.

„Wie hieß Ihr Mann?“ fragte Peter atemlos.

„Egon Wedensfeld!“

„Was, der Bruder von Fräulein Alice? Und der ist tot, der soll früher gestohlen haben? Mir geht ein Licht auf!“ Er dachte an die seltsame Geschichte aus dem Sensationsprozeß gegen Frau Gertha Brandt. „Und wer war der Lump hier, was wollte er von Ihnen?“

„Welchige heißt er, er war mit meinem Mann im Zirkus. Und er hat mich schon längere Zeit erwartet und beobachtet, wenn ich einmal ausging. Er war so freundlich zu mir, bot mir Geld zur Unterstützung an, fragte mich, wie es mir im Hause der Frau Brandt, bei meinen Schwägerinnen ergesse, so daß ich nicht das geringste Mißwägen hegte. Ich freute mich sogar, daß er doch nicht so böse sei, als wie ich ihn früher gehalten, wo er oft mit meinem Manne Streit hatte. Aber nun?“ Sie stockte.

„Was wollte er denn heute?“ forschte Peter.

Die junge Frau erzählte. „Er... er machte mir einen Heiratsantrag, eine Liebeserklärung.“

„Haha!“ lachte Peter grimmig.

„Ja, ich lachte zuerst auch“, fuhr Klara schüchtern fort, sie wollte erst nicht von diesen intimen Angelegenheiten reden, aber bei dem Vertrauen, das sie zu dem schlichten, resoluten Mann gefaßt, trat ihr unwillkürlich das Herz auf die Zunge, „ich sagte ihm, er spake nur, und ich würde mich nach den traurigen Erfahrungen meines Lebens überhaupt nicht wieder verheiraten, zumal durch die Freundlichkeit der Frau Brandt für mich gesorgt sei; aber da sagte er, ich solle nicht so töricht sein und mich Zeitbens von der Gnade stolzer und reicher Persönlichkeiten abhängig machen, die mich doch nie auf-

richtig und offen als ihre Verwandte anerkennen würden. Wenn ich geschiedt sei, so solle ich seine Frau werden und ihm behilflich sein, seinen Plan auszuführen, der uns mit einem Male für immer wohlhabend mache. Von dem Zirkus wollte er nichts mehr wissen, da nach dem Tode meines Mannes die gefährliche Aufführung unter sagt ist. Und als ich ihm, um ihn nur loszuwerden, fragte, welchen Plan er im Sinne habe, da sagte er, ich solle ihm für eine halbe Stunde heimlich die Schlüssel aus der Villa der Frau Brandt beforgen.“

„O dieser abgefeimte Hallunk!“ rief Peter Stöppner heftig dazwischen.

„Nicht wahr?“ antwortete Klara erregt. „So dumm und einfältig bin ich denn doch nicht, daß ich nicht ahnen sollte, daß dies Verlangen mit einer bodenlosen Schleich tigkeit zusammenhing. Darum sagte ich rundweg, nein“, und da hat er zuerst, dann drohte er, er wolle alles erzählen, wie es mein armer Egon früher getrieben habe, ich sollte mich dann bis in die Erde schämen, einen solchen Nichtsnutz geheiratet zu haben. Und meine ganze vornehme Verwandtschaft mit, wenn die ihn nicht zum Schweigen veranlasse.“

„Der Galgenvogel!“ trompetete Stöppner wieder dazwischen.

„Und als ich mir gar nicht mehr helfen konnte, da kamen Sie gerade. Und da Sie die Familie kennen, so sagen Sie mir doch, ob es wahr sein kann, daß mein Egon früher geradezu ein schlechter Mensch gewesen ist. Daß er ein bisschen leicht gewesen, ja, das habe ich immer gewußt, aber daß er ein Dieb, ein Verbrecher gewesen, nein, das kann ich nicht denken, dazu war er viel zu gut. Bitte, lieber Mann, sagen Sie, war er so?“

(Fortsetzung folgt.)

Pfeifenraucher: Wohlgefallen.
 Ihre Pfeife in G. Stempfle's
 Polster mit Knipp-Bild;
 niemals offen oder los
 anhängen lassen!

Ihre Pfeife muß es!



Handelsschule
„Merkur“
 Lehr-Institut ersten Ranges
 für sämtliche Bureauarbeiten, Handels-
 wissenschaften und Sprachen,
 Essen,
 Bahnhofstrasse 100.
 Besondere Abteilungen für Damen.
 Für die beginnenden
Haupt-Tages- u. Abendkurse
 werden Anmeldungen noch täglich im Geschäftszimmer, Bahnhofstrasse 100, entgegen genommen.

Nach Beendigung des Lehrganges erhalten sämtliche Teilnehmer durch Vermittelung der Schulleitung gutbezahlte Stellung.

Ratschläge und Auskünfte jederzeit bereitwilligst.

Referenzen von Damen und Herren aus Hattingen und Umgegend, welche sich in gutbezahlten Stellungen befinden, werden gerne bei Anfragen bekannt gegeben.

Flügel *Ibach* Pianos

Neuerweg 38-42 BARMEN Neuerweg 38-42

Der Saatenstand Anfang Oktober 1911.

Regierungsbezirk Münster, Kreis Hattingen.

Begutachtet, ziffern (Noten):

1 = sehr gut, 2 = gut, 3 = mittel (durchschnittlich), 4 = gering, 5 = sehr gering.

Fruchtarten u. w.	Durchschnittsnoten für den		Anzahl der von den Vertrauensmännern abgegebenen Noten.							
	Staat	Regierungs- Bez. Münster	1	2	3	4	5	6	7	8
Kartoffeln	3,5	2,8		1	1	2				
Zuckerrüben	4,1	3,4								
Acker	4,2	4,1			1	2			1	
Erbsen	4,1	3,9								
Wiesen mit künstl. Be- (Ent-) wasser.	3,6	3,8		1		1				
Andere Wiesen	4,1	4,4							2	1

Vergleiche den Saatenstand der Herren Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten sowie des Innenministers vom 16. Nov. 1901. I B. 9478 W. I. B. / I b 3646 W. I. B.

Königlich preuss. statistisches Landesamt: Ernst Präsident. 4732

Seit 1895 gerichtlich eingetragene in der Fahrradbranche

Hunderttausend Edelweiß-Fahrräder

wurden bis jetzt schon geliefert von der Firma Paul Decker, kurze weitbekannte Adresse:

Edelweiß-Decker in Deutsch-Wartenberg

Alle neuen Modelle, auch die allerbilligsten sind mit Doppel-
 dickensspeichen, vorzüglichem Doppelglockenlager und voller
 Garantie, auch auf die Gummireifen. — Außerordentlich
 große Auswahl und niedrige Preise.

Ein jeder, ohne Unterschied des
 Standes, wolle neueste Preisliste ver-
 langen; dieselbe wird jedem kosten-
 los und ohne Kaufzwang zugesandt



Kindernahrung
 Überall erhältlich.
 Erhältlich in Hattingen in der Löwen-Apotheke am Kirchplatz
 und in der Bismarck-Apotheke, Degerstraße.
 Vertreter u. Lager: Fr. Kiesdorf, Bochum. Telefon 1165

Herzliche Anerkennung!

Mit Vergnügen teile ich Ihnen mit, daß die von mir mit Stempfle's
 Kindermehl und Kindermilch ge-
 machten Erfahrungen mich in jeder
 Beziehung befriedigt haben.
 Ich werde deshalb fortfahren, diese
 ausgezeichneten und rationellen
 Präparate, welche den Kindern stets
 gut schmecken und vortrefflich be-
 stehen, auch fernerhin warm zu
 empfehlen.

Dr. R. ...
 Gratisproben und Probierteile durch:
 G. Stempfle, Hgl. Hoflieferant,
 Oberdorf bayr. Alpen.

Das alte Lied

Wenn wir tagtäglich dasselbe
 essen oder trinken, so besteht
 die Gefahr, daß uns das Ge-
 richt nach einiger Zeit über-
 drüssig wird und sich das Ver-
 langen nach einem Wechsel
 einstellt. Bei dem täglichen
 Genuß von wirklich gutem
 Cacao — Van Houtens Cacao
 — stellt sich das Bedürfnis
 des Wechsels nicht ein, weil
 Aroma und Wohlgeschmack
 bei dieser Marke sich in höchster
 Entwicklung vorfinden. Hierzu
 kommt noch der große Vorteil,
 daß Van Houtens Cacao absolut
 keine schädliche Einwirkung auf die
 Konstitution hat, wie z. B. Kaffee,
 daß es leicht löslich und vor allem
 leicht verdaulich ist. Man halte sich
 an die Marke Van Houten. Sie ist im
 Gebrauch sehr ausgiebig und daher auch billig.

Wegen weiterer Anschaffung von Last-
 automobilen sind sofort mehrere gut erhaltene

Lastwagen

zu verkaufen bei
Heinr. Hill, Hattingen.

Atelier
 für moderne Grabmalkunst

Wilh. Peters,
Bildhauer.

Hauptgeschäft Königsstele.

Niederlage: Kray, Hauptstr., Köln, Südfriedhof.

Gegründet 1857.

Fernsprecher 4127.



Grabsteine

in
 moderner kunstgerechter sowie in einfacherer
 Ausführung sind stets in grösster Auswahl vor-
 rätig! Original-Zeichnungen werden auf Wunsch
 gern zur gefl. Ansicht zugesandt, wie solche
 auch bei mir einzusehen sind. Kostenan-
 schläge und Entwürfe für Erbgrabmäler
 werden bereitwilligst angefertigt und nicht
 berechnet. Für Wetterbeständigkeit und
 Haltbarkeit aller Lieferungen und ausge-
 führten Arbeiten übernehme ich dauernde
 Garantie.

Druckbogen aller Art liefert schnell und billig **G. Hündt sel. Bme.**

Tausende Raucher empfehlen

meinen garantierten
 ungeschwefelten
 deshalb sehr be-
 kömmlichen und
 gesunden Tabak

1 Tabakspitze um-
 sonst zu 5 Pfd. meine
 berühmten Förster-
 tabak für M. 4.25 fr.
 2 Pfd. Pastorentabak
 u. Pfeife kost. nur M. 1.
 3 Pfd. Jagd-Tabak
 nasterm. Pfeife M. 2.
 4 Pfd. holländ.
 Kanaster mit Pfeife
 M. 7.50 franko. 5 Pfd.
 Frankfurter Kan-
 aster m. Pfeife kost. fr.
 M. 10. — gegen Nach-
 nahme. Bitte anzu-
 geben: nebenstehende Gesundheitspfeife
 oder eine reichgeschmückte Holzpfeife
 oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden)
 Fabrik. Wehrh.

Gebrauchter Raftenwagen

mit Bänke für 70 Mt. zu ver-
 kaufen.

Fr. Schulte-Evert,
 Rattenbreiten,
 Post-Rathen.

Bauschule
Rastede (Oldbg.)
 Meister- u.
 Polierkurse.
 Vollständ. Aus-
 bildung i. 5 Mon.
 2) Ausführl. Progr. frei.

Nähmaschinen-Reparat.

Auf Wunsch bis 20. Okt. bei
 Herrn Meiser (Strandweg 10)
 Die Nähst. wird neu gemacht
 im Hause. Karte genügt.
 6005 Mechaniker Vertel, Bremen.

Miet - Pianos

in grosser Auswahl,
 günstige Bedingungen
 bei späterem Kaufe

Rud. Ibach Sohn,
 Barmen, Neuerweg 40/42.

35 neue rote Betten

1 1/2 schläfl. von prima Damen-
 köper, je Oberbett, Unterbett u.
 2 Kissen mit 20 Pfd. neuen Halb-
 dannen gefüllt zusammen nur
 M. 30. —. Dasselb. Gebett mit
 Damen-Deckbett nur M. 35. —.
 Prima herrsch. Damenbett nur
 M. 40. —. 2 schläfl. kost. jed.
 Gebett M. 5. — mehr. Verpaak.
 frei. Viele Danksehr. Katalog
 versenden gratis. Bitter & Co.,
 Betetfabr., Jena 50, Unt. Markt.

Jackenplüsch

Velvet, auch Reste.

Festons

und Klöppel in grosser
 Auswahl. Damast z. Bett-
 wäsche. Tischtheiler und
 Handtücher mit kleinen
 Fehlern. 6606

Straussfedern

Reiber und Flügel be-
 kannt billig.

Kleiderseide

in bester Qualität.
 Flanell zu Knabenbussen,
 Voile, Bolleane, u. eine
 Partie 180 cm br. Tach zu
 Morgenröcke w. unt. Preis.

Restegeschäft

S. Pfeiffer,

Essen, Viehoferstrasse 19.

Solider Mann

erhält Feuerver. Agentur
 Offerten nach Dortmund
 Politischlich Nr. 109.

Gußpußer

sofort gesucht.

Bochumer Eisenhütte

Heintzmann & Dreyer,

Bochum i. W.

Überzeugen Sie sich, daß die

Deutschland-Fahrräder

in der Qualität die besten, dabei im

Preis ausserordentlich billig sind

verlangen Sie gefälligst Original-Zeichnungen

über die Qualität der 28-Zoll. großen

Preiserhöhrungs- und Ausstattungs-
 nach über Radfahr. Aut. und
 photogr. Bestenartikel, Näh-
 maschinen, Waagen, Uhren, Musik-
 und Goldwaren etc. von
August Stukenbrock Einbeck 15
 grösstes Fahrradhaus Deutschlands

Zweites Blatt zu Nr. 42.

Ein Gedenktag.

Am 18. Oktober, dem 80. Geburtstag Kaiser Friedrich und dem Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, deren hundertster Gedenktag in zwei Jahren durch die Einweihung des riesenhaften Schlachten-Monumentes gefeiert werden wird, waren auch fünfzig Jahre verstrichen, seitdem König Wilhelm I. von Preußen, der nachmalige Kaiser, sich und der Königin Augusta in der alten Krönungsstadt Königsberg die Krone aufs Haupt setzte. Die Zeremonie war weit entfernt von allem Prunk, wie er z. B. bei den Krönungsfeiern in London entfaltet wird, auch die Zahl der Schaulustigen war im Verhältnis zu den heutigen Ziffern eine bescheidene, was sich schon aus dem damals noch mangelhaften Eisenbahnausbau und der entfernten Lage Königsberg im Nordosten Deutschlands erklärt. Dem damals 64jährigen Könige war es auch nicht darum zu tun, hier eine großartige Prunkentfaltung aufzuführen, die seinem einfachen Wesen ganz und gar nicht entsprach, es kam ihm, der die harten Stürme von 1848/49 durchlebt hatte, darauf an, zu zeigen, daß die Rechte der Krone ebenso zu achten seien, wie die des Volkes, zu betonen, daß er die Krone Macht der göttlichen Gnade und Allmacht trage. Der König hatte, sein eigenes Werk, die Verstärkung der Armee durchgesetzt, um ein Hilfsmittel für eine kraftvolle Politik zu haben, und die 150 Jähren und Standarten seiner Regimenter umgaben ihn bei der feierlichen Zeremonie. Darum ist dieser Vorgang auch von hervorragender politischer Bedeutung für das gesamte Deutschland; denn an jenem Tage fühlte sich der besetzte Herrscher, der sich zehn Jahre später als deutscher Kaiser umjubelt sah, als von der göttlichen Vorsehung berufener König zum Schirm und zum Schutz seines Staates, den er auf der ruhmvollen Höhe, die er einnahm, nicht allein erhalten, sondern mit Unterstützung des geeinten Deutschlands noch zu weiterer Größe führen sollte.

König Wilhelm dachte an jenem Tage nicht an solche Möglichkeiten, ihm war es die nächste Aufgabe, seine Pflicht gegenüber seinem Lande und seiner Krone zu erfüllen. Und dies streng, geradezu militärische Pflichtgefühl hat ihn bekanntlich sein ganzes Leben nicht verlassen, es blieb auch, als Bismarck seine weitsehende Politik eingeleitet hatte, die dem besetzten Monarchen hätte friedliche Ruhe geben können. Die Entfaltung dieser Bismarckschen Staatskunst wäre freilich nie möglich gewesen ohne die Waffe, die König Wilhelm I. sich selbst geschnitten hatte, ohne die Armee, die in ihrer Gestaltung vorbildlich gewesen ist für die ganze deutsche Waffenmacht. Und für die Ueberleitung von den alten zu den neuen Verhältnissen, für die Beseitigung jedes bei dem schnellen Umschwung der Verhältnisse erklärlichen Mißtrauens war der König, der vor dem Grenialter stand, in seiner väterlichen Milde, in seiner selbständigen Offenheit und Ehrlichkeit der rechte Mann. Leicht hätte der Glanz der kri-

gerischen Erfolge die Ansprüche eines Herrschers steigern und die großartige Entwicklung der Reichseinheit, wie wir sie erlebt haben, fördern können. Die deutsche Reichsverfassung ist ein Meisterwerk kluger Zurückhaltung und weiser Selbstbeschränkung, aber es gehörte auch ein Kaiser wie Wilhelm I. dazu, damit sie im Volke sich einbürgern konnte. Bekannt ist das Gemälde, das Adolf Menzel von dem Krönungsakt geschaffen hat; es zeigt den Augenblick, in dem der König die Krone erhoben hat, um sie auf seinem ehrwürdigen Haupte ruhen zu lassen. Unter den Persönlichkeiten aber, die der Feier beizuhöhen, ist auch der Mann zu schauen, der binnen Jahresfrist nach der Krönung so gewaltig in die Speichen des Rades der Weltgeschichte eingreifen sollte, Bismarck. Das war eine künstlerische Prophezeiung.

Der 50. Jahrestag der Krönung Kaiser Wilhelms I.

als König von Preußen läßt auch einen Rückblick auf andere gleiche und ähnliche Zeremonien werfen, die seitdem stattgefunden haben. Sie sind nicht alle so friedlich und einfach verlaufen, wie diejenigen in der alten Krönungsstadt Königsberg, in der sich 1701 als erster König Friedrich I. die Krone aufs Haupt setzte. Damals gab es noch ein „heiliges römisches Reich deutscher Nation“, deshalb nannte sich der Herrscher „König von Preußen“, woraus erst sein Sohn Friedrich der Große einen „König von Preußen“ machte. Man sieht, die Bezeichnung der Würde des Monarchen hat schon früher, als bei der Wiedererrichtung des deutschen Reiches, wo es sich darum handelte, ob es „Deutscher Kaiser“ oder „Kaiser von Deutschland“ heißen sollte, eine Rolle gespielt. Bei uns hat seit 1861 keine Krönung weiter stattgefunden, denn Kaiser Wilhelm 2. sah an deren Stelle seine erste feierliche Reichstagsöffnung inmitten der deutschen Bundesfürsten an. Im benachbarten Ausland wurden seitdem zwei Jaren, Alexander I. und Nikolaus 2., im Kreml zu Moskau gekrönt. Im letzten Falle kam es auf dem Chodynskischen Felde, nahe bei der Krönungsstadt, infolge eines Mißverständnisses zu einem furchtbaren Unglück; bei einem dort abgehaltenen Volksfeste entstand ein solches Gedränge, daß an achtzehnhundert Personen erdrückt wurden. Ebenfalls zwei Krönungen wurden in London abgehalten, die der Könige Edward 7. und Georg 5. König Edward erkrankte zwei Tage vor dem feierlichen Akt, als schon alle Vorbereitungen vollendet und sämtliche kaiserlichen Gäste und Deputationen angekommen waren, so heftig an Windsturm und Regen, daß man zeitweise für sein Leben fürchtete, und die Krönung um ein halbes Jahr verschoben werden mußte. Kaltes Blut bei der feierlichen Zeremonie mußte besonders König Alfonso 13. von Spanien bewahren. Unmittelbar vor der Kathedrale ward ein Revolverattentat verübt, das einen der Krönungsfarische begleitenden Stallmeister tötete. Noch schlimmer ging es bei der Fahrt des jungen Monarchen und seiner Braut, der heutigen Königin Ena (Cecilia) zur Trauung zu. Durch eine unter den Brautwagen geworfene Bombe, wurden über zwanzig Personen aus der Umgebung des hohen Paares getötet, das Brautpaar selbst war mit Blut besetzt. Zwei Könige haben auch in Italien seitdem den Thron bestiegen, die Könige Humbert und Viktor Emanuel 3. Eine feierliche Krönung war hier schon wegen der bekannten Beziehungen zum heiligen Stuhle ausgeschlossen. Dagegen fand eine Zeremonie, allerdings ohne eigentliche Krönung, für die Königin Wilhelmine der Niederlande statt. Für Ferdinand

von Montenegro ward auf dem Krönungshügel bei der alten bulgarischen Zarenstadt Tirnawa zum Zaren proklamiert. Neulich vollzog sich auch 1867 die Ausrufung Kaiser Franz Josephs von Oesterreich zum König von Ungarn in Budapest. Viel Glanz und königliche Pracht umgaben in der Regel die feierlichen Zeremonien, aber in den Jahren, die ihnen folgten, sind auch die Sorgen nicht ausgeblieben, die sich in den Schlössern und Palästen ebenso einstellen, wie in den Bürgerhäusern, und die gerade in der modernen Zeit so manches Königsdrama gezeitigt haben. Wir brauchen in dieser Beziehung nur an die bekannten Vorgänge in Belgrad, an die Hinrichtung des Königs Alexander und der Königin Draga, sowie an die Ermordung des Königs Karl und des Kronprinzen Louis Philipp von Portugal zu erinnern.

Eine Fahrt durch das Land der Revolution.

An den Ufern des Jangtsekiang, des Vaters der Ströme, liegen alle die großen Städte, die jetzt zum Hauptquartier der chinesischen Revolutionäre geworden sind. Hankau, Nanjing, Wuchang, die jetzt in die Hände der Rebellen gefallen sind, werden von den Fluten des „Blauen Stromes“ bespült, und an den Ufern sammeln sich die Kämpfer, die gegen die Regierungstruppen ins Feld ziehen werden. Im „Gaulois“ wird ein fesselnder Brief veröffentlicht, in dem der junge Quartiermeister des „Dupleix“ eine Reise nach Hankau beschreibt, die er erst kürzlich vollendet hat und in deren Schilderung ein lebendiges Bild dieser rätselreichen asiatischen Stadt entsteht. Beim ersten Blick wirkt Hankau auf mich wie ein zweites Shanghai. An dem mächtigen Flußtaf erheben sich die großen europäischen Handelshäuser und Konsulate, und davor lagern in dichten Scharen die Handelschiffe aller Nationen. In der Ferne sieht man die dunkle Masse von Wu-Tschang, der Residenz des Vizekönigs, die wird mit 11 Kanonenschüssen begrüßt, zum Entsetzen der Fischer und der chinesischen Ruderer. Aber Wu-Tschang liegt an anderen Ufer, wir bleiben hier in Hankau. Da steht die französische, die englische, die deutsche Konsulatsheimstätte; die Belgier, die die Bahn von Peking nach Hankau gebaut haben, haben im französischen Konsulat Gastrecht genommen. Aber hinter diesen paar europäischen Häusern, die wie eine Kulissee das wirkliche Hankau verbergen, haufen die Hunderttausende von Chinesen, gegen 800 000 Menschen, und in ihrer Mitte taum 1500 Europäer. Ich verbrachte einen Tag mit dem Chef der französischen Polizei, einem sehr intelligenten ehemaligen Matrosen, der mich überall herumführte, freilich mit dem Revolver in der Hand. Denn die Chinesen von Hankau hatten die Europäer: erst vor vier Monaten gab es einen Massenaufstand, das französische und das deutsche Konsulat wurden geplündert, und man belagerte die Europäer drei Tage lang im englischen Konsulatsgebäude. Aber dann kamen Kanonenboote, und 80 englische Matrosen genügen, um ich weiß nicht wie viel hundert Chinesen zu töten und die viele Tausende in die Flucht zu jagen. In den wenigen europäischen Restaurants zwingt man die chinesischen Woss, die Speisen zu kosten, ehe man seine Mahlzeit beginnt, denn dies ist das einzige Mittel, sich gegen Vergiftung zu schützen. Der Wirt kommandiert seine gelbe Kellnerin nicht anders als mit dem Revolver in der Hand. Die Situation ist nicht weniger, als gemüht. In den Chinesenquartieren wird man von Zeit zu Zeit mit Steinen beworfen, dann fliehen diese Schützen mit dem wilden Rufe: „Tschu-tschu“ (der Teufel). Ich bekam ein solches Projektill ans Schienbein und hinterließ eine tiefe Wunde. Dieses Hankau ist zweifellos die interessanteste Stadt Chinas, denn erst hier lernt man eine neue Welt kennen. . . .

Ferdls Rache.

Humoreske von Adolf Stark.
(Nachdruck verboten.)

Der Ferdl fühlte sich in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt. Sein Vertrauen zur Menschheit war in Gefahr verloren zu gehen, und seine oft bewährte heitere Lebensphilosophie drohte zu schwinden. Draußen lagte der blaue Himmel, die Vögel sangen und die Sonne zeichnete runde Kreise unter den Kastanien, er aber sah im Gefängnis, presste das Gesicht an die Gitterstäbe und lugte empor zum Himmel, von dem er gerade noch ein kleines, blaues Bispelchen sehen konnte; schwarze Madepläne leimten in seiner verwundeten Seele.

Was das eine Gerechtigkeit? Na ja, das verstand er, daß Landstreicher und Frevler verboten war, sonst würde jeder Gste Ferdl sich auf das Gesicht werfen, und die Konkurrenz wäre so groß, daß keiner etwas zu beissen hätte. Der Ferdl betrachtete sein Geschäft als eine Art Privilegium, als ein Monopol, das nur ihm zukam. Und daß er jährlich zwei, dreimal vom Gemeinderat aufgegriffen und wegen Vetteles oder Landstreicherei dem Gericht vorgeführt wurde, das war in seinen Augen eine Art Gegenleistung, die er an den Staat entrichtete. Er hatte sich auch niemals geweigert, diesen Tribut zu erlegen oder vielmehr abzugeben, und es war alles so gemüht abgegangen, so ganz ohne Rärm und Aufregung, so lange der frühere Richter amtierte. O, das war ein gemühtlicher Herr. Da hieß es: „Na, Ferdl, was hast du schon wieder angestellt? Gemein, was?“

Dann hatte er mit schlaudem Witzeln und einer gewissen respektvollen Vertraulichkeit, wie sie sich zwischen sozial verschiedenen Gesellschaften bei jahrelangem vertraulichen Verkehr ausbildet, geantwortet: „Aber, was denken Sie denn, Herr Rat? Ich und kaufen! Unschuldig bin ich, ganz unschuldig! Ich weiß nicht, warum die Herren Gerichte es gerade auf mich so scharf haben. Nicht einmal gebettelt habe ich diesmal, bestimmt nicht.“

Dann hatte er seine drei Tage bekommen, und es war alles in Ordnung. Aber diesmal, da war es ganz anders gekommen. Ein neuer Richter war da, einer, der hochdeutsch sprach und ein Fensterglas ins Auge eingelassen trug, wenn er draußen spazierenging, und selbst an gewöhnlichen Wochentagen einen schwarzen Rock und einen Zylinder trug. Der hatte, als ihm der Ferdl wieder einmal vorgeführt wurde, vom Schreiber alle Vorstrafen verlesen lassen — es war eine lange, lange Liste, und dem Ferdl wurde beinahe selber bange, als er sie anhören mußte, — und dann hatte er gesagt, bei einem solchen Professionspaaranten müsse man ein Exemplar statuieren und hatte dem Ferdl zu vier Wochen Gefängnis verurteilt.

Da sah er nun im Loch und schiedete Madepläne. Vier Wochen! Noch dazu jetzt, in den schönsten Sommerlagen, wo massenhaft Ausflügler herankommen, welche dem alten Mann, der so gut zu fechten verstand und so mildeberregend ausah, eine Gabe nicht verweigerten. Das war die richtige Entgegnung für den Ferdl. Statt dessen mußte er im Gefängnis sitzen, und gleich einen ganzen Monat! War er denn ein Räuber oder ein Dieb? Daß er hier und da einen Hasen in der Schlinge fing oder ein paar Eier, welche die Hühner gelegt hatten, für sich behielt, das war doch kein Verbrechen. Das taten alle im Dorf, selbst die Mädchen und Weibchen. Und Ferdl brütete einen Madeplan um den andern gegen den „damischen Stadter“. Da er aber wieder böswillig noch gewalttätig veranlagt war, fand er bei Vaganten häufig finst, wanderte sein Gedankengang nicht auf bluttrüben Bahnen, und seine Mienen wurden um so heiterer, je mehr die Madegedanken reisten.

So konnte es gehen. Und im schlimmsten Falle: passieren konnte ihm nichts. Schmunzelnd zieb er sich die Hände, dann

aber trömmelte er an die Tür, bis der alte Kaspar, der Gefängniswärter, erschien und unter lautem Schlüsselklirren die Tür aufschloß.

„Was hast du denn, he?“ Kaspar stand mit seinem Stammgast auf ganz gutem Fuß. „Du haust mir ja die ganze Tür zusammen.“

„Zum Richter sollst mich führen“, brummte der Ferdl, „aber gleich!“

„Goh, ich glaube, du bist übergeschnappt? Brauchst leicht Gesellschaft, weil dir die Zeit zu lang wird? Suche dir einen andern, der dir den Narren macht.“

Er wollte wieder verschwinden, aber der Kressant hielt ihn am Halm zurück. „Es ist kein Spaß, Kaspar. Führe mich hinaus, ich muß ein Geschäft machen; weißt, mein Gewissen erleichtern muß ich.“

„Was?“ Vor Schrecken wäre dem alten Gefängniswärter beinahe das Schlüsselbund aus der Hand gefallen. „Na, ich will's dem Herrn Richter sagen. Aber, nimm dich in acht, Ferdl. Das ist ein heiliges Geschäft. Der preist aus einem andern Loch, wie der vorige.“

„Weiß ich, weiß ich!“ Der Ferdl dachte an seine vier Wochen. „Aber gerade deshalb!“

Eine Viertelstunde später stand er vor dem Richter, der zuerst den alten Vaganten mit scharfem Blick musterte und dann mit schneidender Stimme fragte: „Also, Sie haben mir ein Geschäft zu machen und wollen ihr Gewissen erleichtern? Das ist recht schön und löblich. Beim Strafmaß wird das als mildernd in Betracht gezogen. Und nun, kurz und ohne Umschweife: Was haben Sie angestellt?“

Der Ferdl machte ein verwundertes Gesicht. „Ich? Aber wahrhaftig, ich bin ganz unschuldig. Nicht einmal gebettelt habe ich!“ Er schaute sich an, seine alte Litanei wieder herunterzubeten, aber der Richter unterbrach ihn streng.

„Wenn Sie nicht sprechen wollen, auch gut. Aber nehmen Sie sich in acht. Sie werden der Sache nachgehen, und —“

Ferdl kratzte sich hinter dem Ohre. „Na, na, ich will's doch sagen. Nur, — ich selbst habe ja nichts getan. Der Gollerer war's, der ihn umgebracht hat. Ich selbst hab's nur gesehen; denn es hat der Mond geschienen damals, und ich habe hinter den Büschen gelegen, ohne daß der Gollerer mich bemerkt hat.“

Der junge Richter sprang vor Erregung von seinem Stuhl auf. Das war ein unerwartetes Geständnis. Donnerwetter, wenn es ihm gelang, in irgend eine alte dunkle Kriminalaffäre Licht zu bringen, das wäre famos. Alle Zeitungen nennen seinen Namen, die Vorgesetzten werden aufmerksam auf ihn, die Defektsliste erfährt, welche tüchtige Jurist er ist. Seine Karriere ist gemacht. Aber es galt vorsichtig zu sein, um die ganze Wahrheit zu erfahren, damit dem Alten sein Gefängnis nicht leid täte und er nachher alles widerrufen. Er zwang sich zur Ruhe.

„So, also der Gollerer — so heißt der Mann doch?“

„Na ja, so ruft man ihn. Und schreiben tut er sich Franz Lugner.“

„Und Sie haben gesehen, wie er ihn umgebracht hat?“

„Freilich, mit diesen meinen Augen. Leicht ist es nicht gegangen, obgleich er ihm die Haken zusammengebunden hatte. Aber der Kerl hat wie wütend gebissen und sich gewehrt.“

„So, so. Und nun sagen Sie noch, wie lange ist das her?“

„Na, so fünf, sechs Jahren wird's schon sein.“

„Und Sie wissen nicht, wer der andere war?“

„Welcher andere?“

„Na, der, welchen der Gollerer umgebracht hat?“

„Na, das weiß ich nicht. Ich habe ihn mein Lebtag nicht gesehen, trotzdem ich doch weit und breit jeden Hund und jede Katze kenne. Er muß nicht aus der Gegend gewesen sein.“

„Nun, und was hat der Gollerer mit dem Leichnam gemacht?“

„Eingefahrt hat er ihn an derselben Stelle. Mich hat es schon immer gedrückt, denn so was ist doch eine Sünde“, aber ich habe mich nichts zu sagen traut im Anfang, weil unfreier ja doch immer unrecht bekommt gegen einen Bauern, und dann ist im Jahre darauf der Lugner nach Amerika gegangen, weil er den Hof verkauft hat, und ich hab' nimmer dran denkt. Heute nacht aber ist mir's eingefallen und hat mir keine Ruh gelassen —“

„Es ist gut.“ Der Richter sprang auf und läutete nach dem Gefängnisdiener. „Kaspar, führen Sie den Mann wieder ab.“

Dann setzte er sich nieder und verfaßte einen Bericht an die Staatsanwaltschaft, daß ein gewisser Lugner, der inzwischen nach Amerika ausgewandert sei, einen Ortsfremden ermordet und an der und der Stelle verscharrt habe, und er versuchte nicht, zwischen den Zeilen anzudeuten, es sei nur seiner Geschäftlichkeit zu verdanken, daß der alte Vagant das Geständnis abgelegt habe.

Am nächsten Morgen fand sich am Tatorte bereits die Gerichtskommission ein. In bescheidener Entfernung von den Herren stand, von Kaspar bewacht, der Ferdl, und sah zu, wie zwei Arbeiter den Waldboden aufgruben. Jetzt schimmerte etwas Weißes hervor. Noch ein paar Spatenstöße, und die Arbeiter warfen einen Knochen aus der Grube.

Der Gerichtsarzt kniete sich, hob den Knochen auf, schüttelte den Kopf und befahl, vorsichtig weiter zu graben. Der Richter trat ungeduldig an die Grube heran. „Der Schädel, da ist ja der Schädel!“

Der Arzt brach in ein lautes Lachen aus. „Ein Schädel ist es schon, aber kein menschlicher. Se, Sie, kommen Sie einmal her. Was haben Sie dem Herrn Richter da für einen Wären aufgebunden? Sie haben gesagt, daß Sie gesehen haben, wie der Lugner Franz hier einen Mann erschlagen und verscharrt hat?“

Der Ferdl schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Jesus na, das soll ich gesagt haben? Auf der Stelle will ich tot sein, wenn ich so was gesprochen hab.“ „Na, na, da muß sich der Herr Richter verhört haben. Einen Hund hat er umgebracht, der Lugner, hab' ich gesagt. Und richtig, ich erinnere mich noch, der Herr Richter hat noch gesagt, ob ich nicht weiß, wie das Vieh geheißen hat. Ich habe mich gemumbert über die komische Frage, aber ich habe mich nichts zu sagen traut und nur waghelligsgemäß gesagt, daß ich alle Gunde und Knochen im ganzen Bezirk kenne, und daß der nicht von hier gewesen sein kann. Sagen Sie selbst, Herr Richter, hab' ich nicht so gesagt?“

Der Richter schämte vor Wut, umso mehr, als die andern Herren der Kommission sich das Lachen nicht verkneipen konnten. Der Staatsanwalt suchte ihm über den Meinfall mit der Bemerkung hinwegzuhelfen, er habe offenbar den Dialekt nicht recht verstanden und darum das Gefolge falsch aufgefaßt, aber seine zweifelte daran, daß es sich um kein Mißverständnis, sondern um einen Streich handelte, welchen der Ferdl dem Richter gespielt hatte.

Vier Wochen später lag der Ferdl, der seine Freiheit glückselig niedergebittet hatte, an der Landstraße und konnte sich, als ein kofferbeladener Wagen vorbeirollte, der Bahnstation zu. Das war der Richter, der nach dieser Affäre nicht länger im Orte bleiben wollte und seine schlaumei Verleumdung beantragt hatte. Der Ferdl sprang auf, zog debot den geklumpten Hut und rief ihm ein „Glückliche Reise, Herr Richter!“ nach. Und dabei verzog sich sein Gesicht zu einem behaglichen Grinsen.

Ein Schüler als Mörder. In Heimbachfeld, Kreis Arolsen, wurde der siebenjährige Knabe Rikard ermordet aufgefunden. Als Täter wurde ein 11-jähriger Süßling verhaftet, bei dem ein blutbespritztes Messer gefunden wurde.

Die angebliche „Spionin“ Germaine Thirion,

die, wie wir berichteten, kürzlich vom Reichsgericht zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde, veröffentlicht folgendes Schreiben:

„So schwer wie für mich das letzte halbe Jahr ist geworden, ich doch müssen gestehen, daß ich glaube, eine in Frankreich unter gleichen Verdächtigungen gefangen gehaltene Deutsche habe schwer die gleiche vornehme Behandlung erfahren, wie ich in Köln und hier vor meine Richter. Es ist nicht ein Punkt, über den Beschwerde zu führen, abgesehen von dem, was man meinem völlig reinen Ruf hat angehangen. Ich bin lediglich das Opfer von Mißverständnissen und über das milde Urteil erfreut aus dem Grunde, weil man mir hatte gefast gemacht auf eine ganz andere Strafe ohne zu wissen, was ich getan hatte. Meine Festnahme und Verurteilung waren so forreht wie möglich und man hat stets mich fühlen lassen, daß man nicht anders kann, weil andere mich eben für noch Deutschland gekommen halten, um zu kolonieren. Es gibt einmal Leute, die jede französische Sprachlehrerin in Deutschland für eine Agentin des französischen Spionagebureaus ansehen und danach urteilen und handeln!“

Bei der Verhandlung des sogenannten „Spionageprojektes“ wurde der Spionageparagraf ausgehakt. Der Verdacht gegen Germaine Thirion war auf ein unglückliches Mißverständnis zurückzuführen. Der Vorsitzende des Gerichtshofes trat übrigens in herzlichen Worten für die Mädchen-ehre der Französin ein.

Weitere Schadenersatzklagen.

Das Gewerbeamt in Barmen hat bereits in zwei weiteren Fällen Klagen eingereicht, die vor elf Wochen in den Ausstand getreten sind, grundsätzlich zum Ersatz des Schadens verurteilt, den sie den beiden Firmen, bei denen sie beschäftigt waren, verursacht haben. Besonders bemerkenswert ist dabei noch, daß die Fabrikanten dort zum ersten Male dazu übergehen wollen, auch noch Klagen wegen Beihilfe bzw. Begünstigung gegen den Metallarbeiterverband bzw. diejenigen Gewerkschaften zu erheben, die hinter den kontraktbrüchigen Streikenden Arbeitern stehen, um sie zu zwingen, die Beträge zu ersetzen, die etwa von den verurteilten Metallarbeitern nicht gezahlt wurden. Sollten die Klagen gegen die Gewerkschaften selbst aus juristischen Gründen nicht durchführbar sein, so sollen sie gegen die Vorstandsmitglieder gerichtet werden. Die Verurteilung der Streikenden ist vornehmlich erfolgt, weil nach dem Vertrage, den sie hatten, die Stühle erst fertiggestellt werden mußten, während sie die Arbeit sofort verlassen hatten. Die Ausständigen wollen gegen das Erkenntnis Berufung beim Landgericht einlegen, weil sie der Ansicht sind, daß die Bestimmung des Vertrages gegen die guten Sitten verstoße, da dadurch das Koalitionsrecht illusorisch gemacht werde. Der Ausstand dauert immer noch an. Die Kommission der Streikenden hatte sich zwar dieser Tage mit den Unternehmern zwecks Beilegung des Streiks in Verbindung gesetzt. Da die Arbeitgeber aber die bedingungslose Wiederaufnahme der Arbeit verlangten, beschloßen die Ausständigen, im Streik zu verharren. Unter diesen Umständen ist das Ende des Ausstandes noch nicht abzusehen. Falls das Urteil des Gewerbeamtes auch von der höheren Instanz bestätigt werden sollte, werden die Entschädigungen je nach der Fortdauer des Streiks noch entsprechend erhöht werden. In industriellen Kreisen sieht man dem Ausgange der Angelegenheit mit umso größerer Spannung entgegen, als dadurch eine prinzipielle Entscheidung von großer Bedeutung geschaffen wird.

Kriegsgefangener der Beduinen von Tripolis.

Ein Afrikanischer, der auch in Tripolis allerhand Seltsames gesammelt hat, teilt den Kriegsgefangenen der dortigen Beduinen mit. Durch Jahrhunderte wurde dieser von Generation zu Generation überliefert, indem man ihn des Abends unter den Zelten las. Sein Dichter ist sehr naiv, namentlich an der Stelle, wo er sich selbst lobt. Der Gesang lautet in wörtlicher Uebersetzung, die natürlich den Reiz der Ursprünglichkeit nicht wiedergeben kann: „Piffpaff! Das Pulver aus Europa domierte, das Blei durchlöchernte die Helden hinter dem Balanckin der Gazelle, deren Lippen rot sind von Schminke. — Piffpaff! Das europäische Pulver piffte freischend, das Blei streckte zur Erde die Männer hinter dem Balanckin der Gazelle mit den duftenden Flechten — an dem Tage, wo ihr Freund blieb, zwischen den Toten liegend, er, der so glücklich gewesen wäre, zurückkehren zu können zu ihr (er kam aber um), an dem Tage, wo es Lachen von Blut gab. — Piffpaff! Das Pulver aus Europa knisterte; sein Blei prasselte hinter dem Balanckin der Gazelle mit dem schön riechenden Haar. — Ja, Manhur, habe diesen Sang gedichtet, der voller Vollkommenheit ist; und meinen Rivalen werde ich zu toten geben von der bitteren Pflanze Kram und von Gift.“

Vielleicht ist es von Interesse, in Zusammenhang hiermit auch den Wortlaut der ottomanischen Hymne „Die Hamidieh“, die von Nedib-Balka in Rußland gefest ist, wiederzugeben: „O Beherrscher des weiten Erdalls! O Wohltäter der Welt! Deinem kaiserlichen Thron gibst du Ansehen und Ruhm. Die Welt erfreut sich des Glüdes unter deinem mächtigen Schutze. O Sultan Hamid erfreue dich selbst lange deiner Regierung! O, lebe lange, mein Badißah, lebe lange mit Größe! O, lebe lange, mein Badißah, mit Glück!“

„Dat soll ich äs don hebben?“

(Das sollte ich mal getan haben.) An das Wort knüpft sich für uns eine kleine, heitere Geschichte, aus der Zeit gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts, als es in Westfalen noch sehr Brauch war, die alte Mundart zu sprechen, wenn das Herz drückte. Tante Karoline hatte im Laufe der letzten Tage allerlei kleines Mißgeschick gehabt. Das war für uns Jungens ein gefundenes Fressen. Alle auf dem Gutshofe riefen sich so gern an „Tante Karoline“, weil alle sie so lieb hatten, die frische, natürliche und wohl mal etwas derbe Tante! Wir lachten auf der weinüberkommenen Terasse des Hauses. Tante Karoline hatte eine Schale mit Früchtfest, der wir „Stippmild“ gereicht werden sollte, umgestoßen. Als die purpurne Blut sich über das weiße Tuch ergoß, da erhob die verbrecherische Schar der Neffen und Nichten ein Indignergerausch, als wenn das Schlimmste geschehen wäre. Tante Karoline löschte noch den Saft von der Decke, als oben aus dem Nebendach ein Vogel „etwas“ auf die Tafel fallen ließ. Es war kein Blatt aus dem Schnabel! Da brach Tante Karoline „noch erregt über die Bege, die der Jugendchorus über ihr Ungeschick vom Stapel gelassen hatte — froh, daß sie einen Gefallen im Unglück gefunden — in den Jubelruf aus: „Dat soll ich äs don hebben!“ Wie ist da gelacht worden! Seit der Zeit ist mir Altersteif ins Haar gefallen, aber wir oft ist seit der Zeit das geflügelte Wort der Tante wiederholt worden, — es paßt so gut — zuweilen! Noch jüngst, als Italien der Türkei freundlichst das „bischen“ Tripolis abverlangte, und der Corriere della Sera den famosen Artikel schrieb: „Unser Recht“, da dachte ich im Sinne von Tante Karoline — Verzeihung, Germania —: „Dat soll ich äs don hebben!“

Alte Freundschaft.

Schwerenmütig flüchtete in den Zweigen, Die müde sich zur Erde neigen, Die Kose nicht zum Schlummer ein, Die Vögelin wollen nicht mehr singen, Die Melodien all verklingen — Nur meine Lanne grüht allein.

Die alte Freundin, die seit Jahren Mir meine Lust, mein Leid erfahren, Sie bleibt sich immer, immer gleich: Sie grünet über Maiengloden, Und wann der Winter seine Floden Wirft in ihr hängendes Gezweig.

Du Freundin von der echten Farbe, Die zeig ich offen jede Narbe, Der Wunden, die das Leben schlägt; Dann war's als zög' ein mild Geflüster Durch deiner Zweige sanftes Düster, Als sei Gefühl in dich gelegt.

Und hatt ich dir ein Glück zu künden, Dann schien ein innig froh Empfinden Durch deine Zweige hinzugehn; Es rauchten frohe Waldeslieder Von deinem Wipfel zu mir nieder, Als könntest du mein Glück verstehen.

So zogen hin die Jugendjahre, Mir schlingt sich Silber um die Haare, Dir brach der Sturm manch' Zweiglein, doch, Was auch die Zeit an uns verwirkelt, Wir stehen beide unerföhrt, Du grünest — und ich hoffe noch! Marg. Bilgram-Dieft.

Versehrte Denkmäler

gibt es zwar nicht in so großer Zahl wie versehrte Schüler beim Semesterfeste; immerhin sind sie nicht gerade selten. Den Dorrellstein in Riedersdorf, der an den Besuch des berühmten schwedischen Geologen O. Dorrell vom 3. November 1875 erinnert, hat in den letzten Jahren mancher gestrichelt und nicht wieder gefunden, weil der Stein inzwischen vom Fuß des Weinberges auf die Höhe versehrt worden ist. Denn „drunten im Unterland“ war er nicht nur gefährdet, sondern auch einer höchst unwürdigen Behandlung und Unruhe und ähnlichen Belen ausgesetzt, die den Zweck des Steines veranlassen. Auch das Steinkreuz vor der Marienkirche hat früher an einer anderen Stelle gestanden und im Walde bei Zühlendorf, südlich von Tannenburg, fernt man sogar einen durch ein eingezäuntes Kreuz gezeichneten Baum, an dem sich einmal jemand aufgehängt haben soll. Aber das ist nicht ganz richtig; der echte Hängebaum stand ein Stückchen davon. Als der aber eines Tages gefällt wurde, kam ein listiger Bauer auf den klugen Einfall, das Kreuz an einem anderen Baum anzubringen, damit die Erinnerung an die grausige Begebenheit doch nicht verloren ginge. Ferner soll der alte Postkellner, der zuletzt am Eingang zum Tegeler Park stand, versehrt werden. Dasselbe Schicksal hat er schon einmal erlebt. Darum wäre es schon besser, man lehte ihn gleich auf Rollen; dann kann man ihn je nach Bedürfnis hierhin und dorthin schieben, je nachdem sich die Ansichten über die Länge einer Meile ändern.

Ein städtisches Heirats- vermittlungsammt.

Die neueste Errungenschaft der städtischen Verwaltung in Amerika ist ein von der Stadtverwaltung von Des Moines in Iowa errichtetes „Heiratsvermittlungsammt“, ein „Clearing house für einsame Seelen“. Der Begründer dieser kommunalen Anstalt, der Bürgermeister Hanna, kündigt feierlich an, daß alle „Kunden dieses Amtes, das ein lang empfundenes Bedürfnis unserer modernen Zivilisation erfüllt“, kostenlos verheiratet werden. Die Führung der Heiratsvermittlung liegt in den Händen des Stadtklerikers, der feierlich zum Generaldirektor ernannt worden ist. Alle Frauen, die sich zu verheiraten wünschen, werden gebeten, Namen, Adresse, Photographie und Angaben über genauere Einzelheiten einzufenden. Die Kandidatinnen werden in drei „Sorten“ geteilt: 18–25 Jahre, 25–35 Jahre, 35 Jahre und aufwärts.

Des Arztes Liebe zum Wassermädchen.

Ein Romanapitel aus dem Leben hat dieser Tage in München einen tragischen Abschluß gefunden. Der Assistenzarzt Dr. D. Penzolt von der königlichen Universitätsfrauenklinik, der Sohn eines guten Hauses, lernte im vergangenen Winter in einem dortigen Kaffee ein Wassermädchen kennen und lieben. Seine Liebe wurde von dem hübschen Mädchen, das nach dem Zeugnis aller, die sie kannten, sehr brav und solid gewesen sein soll, erwidert. Dr. P. trug sich ernsthaft mit dem Gedanken, es zu heiraten. Dem scheint sich die Familie des Arztes entschieden widersetzt zu haben, denn am 16. Mai verschwand Dr. P. mit dem Mädchen aus München. Verschiedene Umstände ließen darauf schließen, daß die beiden, deren Spur man bis zum Forstrieder Park verfolgen konnte, Selbstmord begangen hatten. Aber alles Suchen nach den Verschwundenen auch in dem genannten Park war vergebens. Darüber sind nun Monate vergangen, und jetzt erst hat sich das über den Fall verbreitete Dunkel gelichtet. Ein Forstmann fand bei der Verfolgung eines angeschossenen Fuchses dieser Tage in einem ganz verwachsenen Dickicht, des Forstrieder Parkes, ein paar Hundert Meter seitwärts der durch den Park führenden Straße, die Reste der Unglücklichen, die durch Kleidungsstücke und durch Briefe, die sich in einem Damensäckchen, das in der Nähe der Leichen gefunden wurde, identifiziert werden konnten. Die Leichen des Liebespaares waren von Wildschweinen und Raubzeug größenteils bis zum Skelett abgenagt, und die einzelnen Knochen, auch die beiden Schädel, ziemlich weit von der Todesstätte der Selbstmörder verstreut worden. Ein in der Nähe der Leichenreste gefundener Revolver, von welchem mehrere Kugeln abgefeuert waren, gab Aufschluß über das Ende, das die Unglücklichen genommen hatten.

Traum und Wirklichkeit.

Der Aberglaube, der gegenwärtig noch in einem großen Teile der Landbevölkerung Oberbayerns grassiert, hat ein eigentümliches Opfer gefordert. Eines schönen Ta-

ges unterhielten sich mehrere Insassen des Gerichtsgefängnisses in Mnslowitz über Träume und die Möglichkeit, daß diese in Erfüllung gehen könnten. Dabei erzählte die Arbeiterin Reinta in großen Zügen, sie hätte gekräumt, daß ihr ein Spantassensbuch aus ihrer Wohnung gestohlen worden sei. Sie sei darüber ganz unruhig, obwohl sie das Spantassensbuch aut versteckt habe, nämlich hinter einem Spiegel. Als sie sich wieder der goldenen Freiheit erfreute, und zu Hause angelangt war, war ihr erster Griff hinter den Spiegel. Aber o Schrecken, der Traum war in Erfüllung gegangen, das Spantassensbuch war weg. Die Frau machte nun doch von dem Ereignis der Behörde Mitteilung, und diese stellte eine Untersuchung an. Sie ermittelte, daß eine Insassin des Gefängnisses, eine Frau Michalska, die die Traumgeschichte zugehört hatte, einige Tage vor ihrer Mitgefängenen Reinta entlassen worden war. Die weiteren Recherchen ergaben, daß die Frau Michalska sich in die Wohnung der Reinta begeben hatte, hier eine alte Aufwarterin für einige Augenblicke zu entfernen ludte, und sich das Spantassensbuch aneignete. Sie hob den gesamten Betrag von etwa 250 M. ab und verbrauchte ihn für sich. Die Angeklagte leugnete in der Verhandlung, wurde aber durch die Beweisaufnahme überführt. U. a. erkannte sie der Spantassensverwalter als die Person wieder, die seinerzeit das Geld abgehoben hatte. Auf Grund der Beweisaufnahme verurteilte sie der Gerichtshof wegen Diebstahls und wegen Urkundenfälschung, da sie auch die Unterschrift der Frau Reinta nachgeahmt hatte, zu 1 Jahr und 6 Monaten Zuchthaus.

Von einem fliegenden Mönch des 17. Jahrhunderts

weil der Schwäbische Merkur zu erzählen. Das Blatt erinnert an den neulichen schwäbischen Ueberlandsflug, wobei eine Reihe von Fliegern die Richtung über das ober-schwäbische Städtchen Schussenried genommen hätten, ohne wohl eine Ahnung zu haben, daß hier schon vor 300 Jahren ein gelehrter Prämonstratensermönch sich mit dem Flugproblem abgegeben hat. In dem schönen Deckengemälde des Bibliotheksalkes der früheren Abtei, die jetzt in eine Heilanstalt für Geistesranke umgewandelt ist, ist der „fliegende Mönch“ abgebildet, der in der Gefährlichkeit des Flugwesens nicht übergegangen werden sollte. Pater Kaspar Mohr war ein gelehrter Theologe, der in Rom studierte und von dort 1614 den theologischen Doktorhut mitgebracht hatte. Er verband mit reichem Wissen großes Handgeschick und war ein trefflicher Mathematiker und Mechaniker. Die Klosterkirche schmückte er mit einer kunstvollen Uhr und einer schönen Orgel. Aus Ganssebern, die er kunstvoll verknüpfte, konstruierte er sich Flügel, die er mit den Armen bewegte und durch Seile mit den Füßen verband. Im Klostergarten machte er mit solchem Erfolg Flugversuche, daß er es wagen konnte, vom Kirchdach des hohen Baues herunterzufliegen. Das wurde ihm aber schließlich vom Abt verboten. Seine Flugmaschine ist lange aufbewahrt worden und diente wohl dem Maler Franz Georg von Kempfen, der 1756 das Bibliotheksalkbild gemalt hat, als Modell. Pater Mohr starb 1625 in Jechenhäusen, wo er die Heilbäder aufsuchte; 20 Jahre später gingen viele Werke seiner kunstvollen Hand mit der von den Schweden in Brand gesteckten Klosterkirche Schussenrieds in den Flammen auf.

Das heilige Hemd des Zaren.

Noch immer will die Erörterung des Kiewer Attentats nicht zur Ruhe kommen, jeder nur einigermaßen Orientierte trägt zu einer neuen Version bei, selbst in den höheren Gesellschaftskreisen streitet man um die verschiedenen Lesarten des Ueberfalles. In diesen Kreisen erzählt man sich aber auch aus dem Boudoir des Zaren eine jetzt gerade passende Intimität, von der es heißt, daß sie v. l. n. haltig wahr sein soll. Danach legt der Zar allemal wenn er sich in der Öffentlichkeit zu zeigen hat, ein heiliges Hemd an. Dieses kurzärmelige, seidene Bekleidungsstück, welches von einem Metropolit „geweiht“ und ehemals einem, später heilig gesprochenen Jerusalemilger gehört haben soll, wird auf blohem Leibe getragen und soll den Zaren gegen jedes Attentat schützen, es soll ihn auch unverletzt machen. Dieses heilige Hemd habe, so wird erzählt, der Zar auch in Kiew getragen, man wagt natürlich nicht zu behaupten, daß dieses Hemd schuld daran war, daß Bagrow sich entschloß, Stolypin, nicht aber den Zaren zu töten. Soweit Petersburger Gesellschaftskreise. Die Geschichte hat viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Schelmereien vom Tage.

Deutsche Hausfrauen! Viele Mähen — Mähen Dir und viele Sorgen, — Würdevoll verschmähst Du meistens, — Was doch Staaten tun, das Borgen. — Gibt es immer höhere Preise, — Sprichst der Mann von schlechten Zeiten, — Du weißt doch Dich einzurichten, — Das, was nötig, zu bestreiten. — Und willst's nun mal gar nicht reichen, — Du sagst nicht mit vielem Stöhnen, — Klug und freundlich weißt den Gatten — Du mit allem zu versehen. — Wird die Liebe etwas schwächer — Mal in solchen trüben Tagen — Schnell wird wieder sie gewonnen — Durch das Leidgericht für'n Magen. — Denn wenn strömen aus der Küche — Grünen Kohl's reizvolle Däfte, — Alle Waffeln streckt der Gatte, — Wirft die Sorgen in die Gäfte. — Reize lachelt dann die Hausfrau: — „Mag man heut' auf Sport auch pochen, — Ich, ich red' nicht, zeige Taten, — Meine Macht heißt: Ich kann kochen!“

Sandwirtschaftliches.

Die Maul- und Klauenseuche ist nach den neuesten Seuchenslandsberichten endlich in bedeutendem Maße zurückgegangen. Die Zahl der verseuchten Geflügel hat um mehrere Tausend abgenommen. Dieser Tatsache gegenüber ist es umso auffallender, daß viele Neuausbrüche der Seuche in bisher seuchenfreien Kreisen gemeldet werden. Die Regierung führt diese Seuchenverschleppungen auf den jetzt stattfindenden Abtrieb des Viehes von den Weiden, besonders von den Marshweiden, auf den Leutewehsel, auf den starken Verkehr mit Vieh infolge Futtermangels und ähnliche Mängel zurück, befürchtet aber ferner den Grund der räumlichen Ausbreitung der Seuche vom Teil darin suchen zu müssen, daß die Seuchemakeln zur Bekämpfung der Seuche von den Viehbesitzern nicht hinreichend beachtet werden. Sie werden den Landwirten und Viehbesitzern deshalb zur Vermeidung wirtschaftlicher Schäden ins Gedächtnis zurückgerufen.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Ferien.

Skizze von B. v. Winterfeld.

(Schluß.)

Wie sagst du dazu, Gieschen, daß Fräulein Silda nun Johannisfestwörter geworben hat? Als ich es durch Gona erfuhr, war ich sehr überrascht. Ich hatte Silda gar anders beurteilt! Aber ich freute mich über diesen Entschluß.

„Ja, ich habe mich auch darüber geirrt,“ sagte die Angeredete. „Es ist doch das einzig Richtige und Schöne, ein Mensch nicht während seines kurzen Lebens die Kraft und Fähigkeit, die Gott ihm gab, im Dienst seiner Mitmenschen, so oder so, in der engeren Familie, oder in weiteren Kreisen, je nachdem die Verhältnisse für ihn gestatten.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

„Du hast recht, Gieschen. Die Zeit und Kraft, die für Sport, Gesellschaft, sogenannte Vergnügungen ausfallsch, geopfert wird, könnte so viel nützlicher und betriebsamer verwertet werden. Natürlich brauchen alle Menschen hin und wieder Erholung, aber das ganze Leben nur mit Erholung ausfüllen, wie es heute zutage viele tun, das kann ja unmöglich befriedigend sein.“

Kinderlaube

redigiert von Martha Kempner-Hochstadt.

Warnung.

Die Biene, der Käfer, der Schmetterling, die lassen nie das Wandern, Sie flummeln, tanzen, schwärzen flint von einer Blume zur andern.

Vor jedem Kinde halten sie, Das Sandweib zu begrüßen, Und ihrem Sprüchlein wird sich nie Das Mäntelchen verweigern.

Nicht Mühsal, nicht Sonntagen Vermissst der genessige Biene, Und immer murret die geizige Frau, Betritt ein neuer die Schwelle.

Doch Biene, Käfer, Schmetterling, Wartet auch nur vor Wandern: Vor Schwalbe, Spitz und Dicksint — Gaudy. Die können kein Erbarmen.

Der Mutter Bild.

Nach einer wahren Begebenheit von D. v. Winterfeld.

Nach dem Gebot Gottes sollen die Kinder ihren Eltern und Lehren gehorchen sein, und die Erwachsenen sind ihren Vorgesetzten gehorchen schuldig. Auf strengen Gehorsam wird namentlich bei den Soldaten gehalten, gleichviel ob sie dem Landheer oder der Marine angehören, und in Kriegszeiten werden diejenigen, welche sich ungehorsam zeigen, oft sogar mit dem Tode bestraft. Nun geschah es vor nicht zu langer Zeit, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen die australischen Bewohner der Philippinen in den Krieg zogen, und es kam zu einer Seeschlacht vor der Stadt Manila, die auf der Insel Luzon nicht weit vom Meeresstrande liegt. Wenige Augenblicke vor Beginn der Schlacht, als eben das Kommando gegeben war: „Star zum Gefecht“, fiel einem Schiffsjungen an Bord des amerikanischen Flaggschiffes eine Jacke über Bord. Sofort erbat er die Erlaubnis, seine Jacke holen zu dürfen. Als ihm dies verweigert wurde, lief er an die andere Seite des Schiffes, sprang hüpfend über Bord, holte seine Jacke, zog sie an und stellte sich in die Reihe. Er wurde wegen Ungehorsams in Zeit genommen und im untern Schiffsraum eingesperrt. Nach Beendigung der Schlacht sollte Admiral Dewey das auf mehrere Jahre Gefängnis lautende Urteil unterzeichnen. Er ließ den Gefangenen vor sich kommen, sah ihn forschend an und fragte: „Sage mir, Junge, was hat dich veranlaßt, ungehorsam zu sein?“ Der Schutzbild, der ganz niedergelassen war, zog als Antwort auf des Oberkommandierenden Frage einfach eine Photographie aus der Tasche seiner Jacke, und hielt sie dem Angeklagten mit den Worten hin: „Die Mutter!“ — Dann fuhr er fort und sagte: „Um die Jacke war es mir nicht zu tun, aber das Bild der Mutter ließe in der Tasche, und um alles in der Welt hätte ich das Bild nicht preisgegeben. Die Augen des Admirals fielen sich mit Tränen. Er ließ den jungen Mann in seine Arme, küßte ihn und

Die Nikolai-Kirche in Quedlinburg.

12

Von D. v. Winterfeld.

Die mit zwei hohen Türmen gesäumte Nikolai-Kirche in Quedlinburg ist dem Wasser-Geistlichen Nikolaus gewidmet, welcher im Jahre 943 n. Chr. gestorben ist. Nikolaus lebte als Bischof zu Myra in Lykien. Bei der Christenverfolgung wurde er ins Gefängnis geworfen, doch später von Konstantin dem Großen erlöst und nach Myra zurückgeführt, wo er alle Wunden heilte. Er soll auch auf dem Konstantin zu Bedrängnis wurde. Ein Vorhelfer aller Armen und Kranken (325) gewesen sein, wo er dem Kaiser Konstantin Widerstand leistete. Nach seinem Tode wurde er als Heiliger verehrt, namentlich betrafen ihn die Russen als ihren Schutzpatron. Er ist zugleich ein Vorhelfer aller Fischer und Seefahrer. Der Sage nach ist er einst auf einem Mühlstein von Italien nach Archangel gelangt. — Weil nun die Nikolai-Kirche in Quedlinburg an der Höhe liegt, deren Ueberflutung man fürchtete, so gründete man den Wasser-Geistlichen Nikolaus zu Ehren eine Kirche, deren Erwöhung in das Jahr 1201 fällt. Der Ort, an dem die Kirche steht, war damals ein großer Feind, und so sah man sich genötigt, gewaltige Feste einzuräumen und darauf die Kirche zu erbauen. Die Türme sollen der Sage nach von zwei Schwestern erbaut sein, welche einen großen Schatz in einer verfallenen Kirche gefunden hatten. Die damalige Bestimmung von Meißel und alle Bürger Quedlinburgs gaben reichliche Spenden zum Kirchenbau.

Dreißigste Rätsel.

Die erste dreißigste Verwandlung aus, Auch dient sie oft als letzter Schmaus; Die zweite ist nicht das noch die; In eins und zwei ein Rätsel sich; Die dritte weist du leicht erraten, Sie stehet uns den Martins-Beeren; Das Ganze von des letzten Art, Was haben uns, sehr warm und hart.

Homonym.

Einst wurde ich getragen von Ritters männiglich, Sedoch in unsern Tagen, als Plum' extren' ich dich.

Verwandlungs-Rätsel.

Mit D ist es ein Gotteshaus, Mit R eine Stadt am Rheinstrand, Mit T wird gleich ein Dösel draus, Der in der ganzen Welt bekannt.

Rätsel.

Reime mir das Wort, das den Charakter eines Weisen bezeichnet und zugleich eine Frucht ist.

Hatti

Nach
Wart
angeze
Unken

Wi

erinnerte
erstanden
Wilhelm
berg sich
sichtigung
eine mut
Die
mit allem
besondere
ihren giff
4. hatte
dem neue
len Ernst
und Unf
dern auf
dieser „
Königs z
anzeiger
Veränder
der reich
ders, Kö
haben w
Krdnung
Abnherr
unserm
beugen i
terland
beider S
tenden S
dem geb
der Kton
Zeugnis
sächtie o
kens Kö
Diese
weäte sic
schäzte i
buden di
Kön
einen ab
tungen i
Mittelun
der Söhl
der Kö
In d
des Lan
sein zufü
160
tung
Kön
ich l
gen
lung
Min
und
erw
Be
war frü
Diphthe
unausge
ter der
seht, als
über sic
von ihr
vertrun
setzte die
gemeins
nehmen
sen, sich
nun bin
Al
Entschl
Brandt
verlang
ich wil
der „Z
Polizei
legt. C
wo der
war, d
men?“
Mice's
Freund